

School of Theology at Claremont



1001 1425809

Albert Hauck

Jesus

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung Leipzig

GERMAN



Theology Library

SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

548

50, 107 / 246 /

BT
308
143
1922

Jesus

Gesammelte Vorträge

von

D. Dr. Albert Hauck

weiland Professor der Kirchengeschichte an der Universität Leipzig

Dritte und vierte Auflage



Leipzig

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung

1922

Druck von August Pries in Leipzig.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Hat Jesus gelebt?	
Vortrag, gehalten im Auditorium maximum der Universität Leipzig am 4. Mai 1910	1
2. Jesus und Paulus.	
Vortrag, gehalten auf der Studentenkonzferenz zu Wernigerode am 8. August 1908	23
3. Jesus in seinem Denken und Fühlen.	
Vortrag, gehalten in der Deutschen christl. Studentenver- einigung am 24. Juni 1911.	47
4. Jesus in seinem Handeln.	
Vortrag, gehalten in der Deutschen christl. Studentenver- einigung am 1. Juli 1911	69
5. Jesus in seinem Leiden.	
Vortrag, gehalten am 8. Juli 1911	94
6. Der sittliche Fortschritt der Menschheit und das Christentum.	
Aus einem Vortrag, gehalten 1916	115
7. Das Christentum und das irdische Gut.	
Vortrag, gehalten in der Schloßkirche zu Karlsruhe 1892	125
8. Alles in Christus!	
Bibelstunde, nach einer Nachschrift aus dem Wintersemester 1912/1913	139
9. Die Entstehung des Christustypus in der abendländischen Kunst.	
Erschienen 1880 als Heft 2 der Sammlung von Vorträgen, hrsg. von Frommel u. Pfaff	155—179

„Hat Jesus gelebt?“

Wenn ich heute über die Frage: „Hat Jesus gelebt?“ zu Ihnen spreche, so folge ich dabei einem Wunsche, der aus Ihrer Mitte, von der Vereinigung deutscher christlicher Studenten, mir geäußert wurde. Es geht auch auf den Wunsch dieser Vereinigung zurück, daß ich nicht nur in ihrer Mitte spreche, sondern daß mein Vortrag dadurch, daß er in einem Auditorium stattfindet, einem größeren Kreise zugänglich gemacht wird.

Gegen die Erörterung der Frage: „Hat Jesus gelebt?“ kann man Bedenken erheben. Jedermann weiß, daß der Fortschritt der Wissenschaft zum großen Teil an der Kunst des Fragens liegt. Das gilt von der Geisteswissenschaft, der Geschichtswissenschaft, ebenso wie von der Naturwissenschaft. Wer eine Frage genau und richtig formuliert hat, der hat schon fast die Hälfte des Weges zurückgelegt, denn die Formulierung der Frage ist es, die zeigt, nach welcher Seite hin man sich zu wenden hat. So liegt an dem Fragen, dem richtigen und geschickten Fragen, in mancher Hinsicht fast ebensoviel wie an dem Antworten, dem richtigen und treffenden Antworten.

Man kann aber kaum sagen, daß, wenn die Frage: „Hat Jesus gelebt?“ in die Diskussion unseres Zeitalters geworfen worden ist, dadurch eine der eben besprochenen förderlichen Fragen erhoben wurde. Denn diese Frage, so wie sie lautet, formuliert kein Problem. Die Antwort

ist zu einfach. Es handelt sich im wesentlichen um eine Zeugenbefragung. Die Zeitgenossen des wirklichen oder angeblichen Jesus und die nächsten Generationen nach ihnen müssen Auskunft über die Frage geben, ob Jesus gelebt hat. Freilich steckt in dieser nicht geschickt formulierten Frage dennoch ein Problem, und zwar das wichtigste, das es für die Gegenwart gibt.

Hat Jesus gelebt? Man ist allgemein darüber einverstanden, daß der nächste Zeuge, der auf diese Frage Antwort zu geben hat, der Apostel Paulus ist. Wir besitzen unantastbare Werke von ihm, und er ist Zeitgenosse. Seine Befeuerung fällt kurze Zeit nach dem Tode des Herrn. Was hat er von Jesus gewußt, was bezeugt er über sein Leben? Ich sehe dabei vollständig ab von allen denjenigen Aussagen des Paulus, die durch seine dogmatische Beurteilung der Person Jesu irgendwie beeinflusst sind. Was hat er in Bezug auf das Äußere, das gemeine Wirkliche, das man Leben nennt, gewußt, was hat er gesagt? Man hat sich wohl gewundert, daß Paulus nicht mehr von Jesus erzählt. Die Verwunderung ist nicht am Platze. Paulus schrieb Briefe, die sich auf allerlei Gemeindeverhältnisse bezogen, die er zurecht stellte. Nur da und dort streifte er Jesu Leben. Es sind nebenbei mit unterlaufende Bemerkungen, die er macht. Sie sind aber für uns von dem größten Wert, und sie sind, wenn man sie zusammenstellt, schließlich doch ziemlich zahlreich. Beginnen wir mit dem Äußerlichsten. Paulus wußte, daß Jesus ein Jude war, er wußte, daß er einer Familie entstammte, die den Anspruch erhob, von David abzustammen (Römer 1, 13). Er kannte Familienglieder; mit einem Bruder des Herrn, Jakobus, hat er persönlich verkehrt (Galater 1, 10). Er wußte noch von andern Brüdern

Jesu; er war über ihre Familienverhältnisse unterrichtet; sie waren verheiratet (1. Korinther 9,5). Er mußte ferner, daß in dieser Familie das Gesetz in Achtung stand. „Er war unter das Gesetz getan“ (Galater 4,4). Er mußte weiter, daß Jesus lehrte und daß er sich bei seiner Wirksamkeit auf den Kreis des Volkes Israel beschränkte (Römer 15,8). Er hat auch ein klares und bestimmtes Bild von dem, was Jesus lehrte. Nichts ist hierfür charakteristischer, als daß er einmal sagt: „Darüber habe ich keinen Befehl des Herrn“ (1. Kor. 7,25). Denn diese Verneinung beweist, daß er nicht nur die allgemeine Vorstellung hatte: „Jesus hat gelehrt und sich dabei über die wichtigsten Dinge verbreitet“, sondern daß ihm ein ganz bestimmter Kreis von Aussprüchen als auf Jesus zurückgehend bekannt war. Wir wundern uns deshalb nicht, daß er das eine und das andere Wort aus der Predigt Jesu direkt anführt, Worte, die sich auf Großes und auf verhältnismäßig Kleines beziehen: „Der Herr verbietet die Ehescheidung“ (1. Korinther 7,11 vgl. Matth. 5,32), „Der Herr will, daß, die das Evangelium verkündigen, vom Evangelium leben“ (1. Korinther 9,14, vergleiche Matth. 10,10). Bei anderen Stellen macht das Zusammentreffen des Wortes, obgleich Paulus nicht zitiert, wahrscheinlich, daß er einen Ausspruch Jesu wiederholt. Vergleichen Sie Galater 5,14 mit Matth. 22,39, oder Römer 2,6 und 2. Korinther 5,18 mit Matth. 12,27. Über einen wichtigen Punkt äußert er sich im Anschluß an die Verkündigung Jesu etwas eingehender: über die Wiederkunft des Herrn und die Totenauferstehung (1. Thessal. 4,15 ff). Diese Zitate bestätigen das Urteil, daß Paulus von der Lehrtätigkeit Jesu nicht nur im allgemeinen wußte, sondern daß er ein plastisches Bild derselben vor Augen

hatte. Ebenso wußte er von ihrem Erfolg: einzelne Männer schlossen sich dauernd an Jesus an; er nennt Petrus und Johannes (Galater 2, 9), weiß aber auch von andern (Galater 1, 17, 1. Korinther 15, 5). Jedoch um das Volk hat er sich vergeblich bemüht: es hat ihn verschmäht, verworfen (Römer 9 und 10). Demgemäß wußte Paulus von dem blutigen Ausgang Jesu, er wußte von der Nacht, in der er seinen Feinden überliefert wurde, und von der Einsetzung des Gedächtnismahles seines Todes (1. Korinther 11, 23 ff). Er wußte auch, daß nicht das Volk ihn mordete, sondern daß die Träger der Regierungsgewalt ihn ans Kreuz nageln ließen (1. Korinther 2, 8), und daß diese Untat am Passahfest vollzogen wurde (1. Korinther 5, 7). Selbst davon hat er eine Vorstellung, wie groß, — oder vielmehr wie klein — die Zahl der Anhänger Jesu unter den Juden gewesen ist: ungefähr 500 Männer (1. Korinther 15, 6). Endlich wußte er von der Auferstehung des Herrn. Dabei ist wieder bemerkenswert, daß er Erscheinungen erwähnt, die in den Evangelien nicht erzählt sind, und daß er sie in chronologischer Reihenfolge aufzählt. Es ist hier ähnlich wie bei der Predigt Jesu: er hatte von den Dingen eine vollere Vorstellung, als sie auf uns gekommen ist. In seinen Briefen hat er von Jesus nicht erzählt; aber wir wissen, daß er es in seiner Missionspredigt getan hat. Er erinnert die Galater daran, daß ihnen Christus, der Gefreuzigte, vor die Augen gemalt sei (3, 1), d. h., daß sie nicht nur dogmatische Urteile über Jesum zu hören bekamen, sondern daß er die Ereignisse erzählte. Dies Leben und Sterben sollte auf sie wirken. So ein Zeuge! Kann man diesem Zeugen gegenüber verständigerweise auf den Gedanken kommen, Jesus hat nicht gelebt, diese Person ist nur der Niederschlag mythologischer und philosophischer Vorstellungen?

Nach Paulus setzt ein zweites Zeugnis ein. Sie wissen, unsere Evangelien sind jünger als er. Aber das literarische Verhältniß der drei ersten Evangelien zueinander nötigt zu der Annahme, daß ihnen eine ältere Schicht von Niederschriften vorausging. Diese Quellen unserer Evangelien sind das Zeugnis von Jesus, das seine Zeitgenossen und die nächste Generation nach ihm ablegte. Auch für sie und dann für die Evangelien, wie sie vorliegen, ist, daß Jesus gelebt hat, nicht eine Tatsache, die berichtet wird; das versteht sich für Freund und Feind von selbst. Von den späteren christlichen Zeugnissen sehe ich ab; denn sie alle, seit dem Beginn der nachapostolischen Literatur, stehen unter dem Einfluß der geschriebenen Evangelien. Ich erinnere nur, daß die Gesamtsumme desjenigen, was man im ersten Jahrhundert von Jesus mußte, größer war als das, was uns in den Evangelien erhalten ist. Noch ziemlich lange wird das eine und das andere Wort erwähnt, das sich nicht in unsren Evangelien findet. Auch diese Splitter einer einst ziemlich ausgebreiteten, jetzt verschwundenen Literatur geben davon Zeugnis, daß Jesus gelebt hat. Dies ist das Zeugnis der christlichen Kirche.

Gibt es auch außerschristliche Zeugnisse? Man hat sich oft gewundert, daß wir von Juden so wenig Zeugnisse über Jesus haben. Hier ist Josephus zu nennen, ein Zeitgenosse der Apostel; seine Geburt reicht fast an das Todesjahr Jesu hinan. Er schreibt die Geschichte des jüdischen Volkes bis zum Ausbruch des großen Krieges und dann diesen selbst. Wie seltsam, daß er Christum nicht erwähnt! Sie wissen vielleicht, daß sich in den Handschriften des Josephus zwei Stellen finden, in denen allerdings von Jesus die Rede ist, in der einen länger

in der anderen kürzer. Schon Eusebius hat sie gekannt. Aber die historische Wissenschaft ist gegenwärtig darin einig, daß diese Stellen Interpolationen sind. Sie stammen von der Hand eines Christen. Das zeigt der Inhalt. Es ist eine sichere Tatsache, daß Josephus ein ungläubiger Jude war. Hätte er Antiq. XVIII, 3, 3 geschrieben, so wäre er ein christgläubiger Jude gewesen. Diese Äußerung ist also historisch unbrauchbar. Es ist möglich, daß durch die christlichen Interpolationen Äußerungen ersetzt wurden, die Josephus wirklich gemacht hat. Aber sie lassen sich nicht rekonstruieren. Die Hauptstelle ist so ausgesprochen christlich, daß das, was etwa vorher da stand, sich nicht mehr erkennen läßt. Vor einigen Jahren ist auf eine alte slavische Übersetzung des Josephus aufmerksam gemacht worden. Sie hat eine Reihe von Stellen, in denen ebenfalls von Jesus die Rede ist. Sie unterscheiden sich jedoch von der vorhin erwähnten Interpolation dadurch, daß hier nicht so bestimmt die Hand eines Christen zu erkennen ist. Sie sind gerade so anerkennend, daß man sich fragen muß: ist das nicht die Hand eines Christen? und sie sind gerade so wenig anerkennend, daß die Frage auch berechtigt ist: könnte das nicht doch ein Jude geschrieben haben? Die Sachlage ist also nicht völlig klar. Doch bin ich der Meinung, daß die größere Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß auch sie interpoliert sind. Lieber keine Zeugnisse, als unsichere!

Schweigt nun auch der wichtigste jüdische Zeuge, so schweigt doch das Judentum nicht ganz über die Frage: „Hat Jesus gelebt?“ Schon in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts haben die Rabbinen aus dem Wort Evangelium Spottworte gemacht; indem sie die ersten Silben durch die hebräischen Worte גִּיז und גִּיז ersetzten,

wurde aus der frohen Botschaft Unheils- oder Sündenschrift. Die Verstümmelung des Wortes „Evangelium“ setzt die Tatsache des Evangeliums als gegeben voraus. Mit dem Evangelium aber ist die Person Jesu so untrennbar verknüpft, daß man schon durch die Worte Abengillajon und Abongillajon zu der Annahme gedrängt wird, es habe die Kunde von Jesus von Nazareth unter den ungläubigen Juden fortgelebt. Das bestätigt sich durch vereinzelte andere Notizen. Eine Stelle des babylonischen Talmud sagt aus: am Richttage vor dem Passahfest hat man Jesum von Nazareth gehängt, weil er gezaubert und verführt und Israel abspenstig gemacht hat. Die Stelle zeigt, daß es für die Rabbinen genau so sicher war wie für den Apostel Paulus, daß Jesus gelebt hat. Nur die Beurteilung ist entgegengesetzt. Das, was Paulus als Erfüllung der den Vätern gegebenen Verheißungen betrachtet, das ist hier Verführung Israels. Gleich ist das Schicksal und gleich ist die Person: Jesus von Nazareth.

Diese Stelle steht nicht allein. Um 130 bekehrte sich in Ephesus ein Grieche zum Christentum, Justin der Märtyrer. Er war ein Mann, der schon ein Stück Leben hinter sich hatte. In der Philosophie hatte er sich umgesehen, die verschiedenen Systeme kennen gelernt, ohne Befriedigung zu finden. Nach diesem vergeblichen Suchen wurde er Christ. Justin kann also um 130 nicht mehr ganz jung gewesen sein. Man wird seine Geburt eher vor, als nach dem Schluß des 1. Jahrhunderts anzusetzen haben. Ungefähr 165 ist er gestorben. Dieser Grieche war ein Palästinenser; er ist in dem alten Sichem, damals Flavia Neapolis, geboren. Konnte dem Palästinenser das, was die Juden in Palästina über Jesus behaupteten, ganz

unbekannt bleiben? Auch später scheint er in Berührung mit Juden gekommen zu sein. Was sie gegen das Christentum einwandten, interessierte ihn so sehr, daß er diese Fragen in einer eigenen Schrift behandelte, seinem *Dialogus cum Tryphone Judaeo*. Läßt er hier den Juden das Urteil seines Volkes über Jesus in die Worte fassen: „Jesus, der Galiläer, ist der Urheber einer gottlosen und gesekhsen Sekte; wir haben ihn gekreuzigt, seine Jünger haben den Leichnam nachts aus dem Grabe gestohlen und verführen die Menschen, indem sie sagen, er sei von den Toten auferstanden und gen Himmel gefahren“, so hat man allen Grund, in diesen Sätzen die Wiedergabe der Anschauung zu sehen, die bei den Juden des beginnenden 2. Jahrhunderts über Jesus vorhanden war. Daß es möglich sei, daß der Jesus, den sie hielten, überhaupt nie gelebt habe, ist keinem Juden eingefallen. Die Söhne und Enkel derjenigen, die einstmal das „Kreuzige!“ gerufen hatten, wußten und rühmten sich dessen: „Wir haben ihn gekreuzigt“.

Neben das Zeugnis der Christen für Leben und Sterben Jesu tritt somit das der Juden. Auch sie sind, wie die angegebenen Jahreszahlen zeigen, Zeugen ersten Ranges; der Historiker darf über ihre Aussagen nicht zur Tagesordnung übergehen.

Endlich fehlt auch das Zeugnis des Heidentums nicht. Im Jahre 64 fand der große Brand Roms statt; mit dem Brande hängt, wie bekannt, der Neronische Christenmord zusammen. Darüber berichtet Tacitus. Er spricht dabei nicht nur von den Christen, sondern auch von dem Gründer ihrer Gemeinschaft, Christus, und er spricht von ihm wie von einer Persönlichkeit, über die man nicht viel zu sagen braucht, da ihr Leben und Wirken notorisch ist:

Auctor nominis eius Christus Tiberio imperitante per procuratorem Pontium Pilatum supplicio affectus erat; repressaque in praesens exitiabilis superstitio rursum erumpebat, non modo per Judaeam, originem eius mali, sed per urbem etiam. Ein Menschenalter nach dem Tode Jesu, bevor noch das älteste unserer Evangelien, das des Markus, geschrieben war, waren somit in Rom die Leute, die sich nach Christus „Christiani“ nannten, stadtbekannt; für den Geschichtsschreiber aber, der einige Jahrzehnte später schrieb, war die Herkunft dieser Leute kein Geheimnis; denn ebenso stadtbekannt waren die grundlegenden Tatsachen des Lebens Christi: seine Zeit, seine Heimat, seine Tätigkeit als Religionsstifter, sein Tod. Ein Zeitgenosse des Tacitus war Sueton, jener ein großer Geschichtsschreiber, dieser ein kleiner: mancherlei Irrtümer und Mißverständnisse muß man bei ihm in Kauf nehmen. In seiner Biographie des Kaisers Claudius findet sich in einem Wust der verschiedenartigsten Notizen auch der Satz: Judaeos impulsore Chresto assidue tumultuantes Roma expulit. Die Judenausweisung steht sicher; sie ist auch durch die Apostelgeschichte (18, 2) bezeugt. Wer aber war jener Chrestus? Man kann antworten: irgend ein römischer Jude mit einem unruhigen Kopf und einer geläufigen Zunge. Das ist gewiß möglich, Bedenken gegen die Annahme erwachsen jedoch daraus, daß wir aus einer Notiz Tertullians und aus Anspielungen bei Justin und Athenagoras wissen, daß man die Christen als Chrestiani bezeichnete, also für Christus den Namen Chrestos voraussetzte. Diese Vertauschung erklärt sich leicht daraus, daß Christus und Christiani für die Heiden unverständliche Bezeichnungen waren. Auf Grund dessen hat man längst vermutet, Sueton habe bei seinem Chrestos an

Christus gedacht; er hat, wie man zu sagen pflegt, „läuten hören und nicht zusammenschlagen“. Er hat davon gehört, daß unter den Juden lebhafter Streit über Christus geführt wurde, und hat irrtümlich Christum in Rom statt in Palästina wirkend gedacht. Ein solches Mißverständnis ist nicht unmöglich, aber die Annahme ist nicht mehr als eine Vermutung. Sollte sie richtig sein, so würde auch Sueton Zeugnis für das Leben Jesu geben, freilich ein sehr ungenaues.

Dafür, daß der Name Christi sehr frühzeitig in Italien bekannt wurde, gibt es, abgesehen von den christlichen Zeugnissen, noch eine alte, freilich unsichere Spur. Durch den großen Vulkanausbruch im Jahre 79 ging bekanntlich Pompeji zugrunde. Vor einigen Jahren ist ein Graffito zutage gekommen mit den beiden Worten „Sodoma“ und „Gomora“. Hat das ein Christ oder ein Jude geschrieben, als das Unheil im Ausbruch war und schon die glühende Asche auf die Stadt herniederregnete, oder hat es ein Jude oder Christ geschrieben, der das dortige Leben und Treiben mit dem in Sodom und Gomorrha verglich? Wir wissen es nicht. Soviel ist jedoch sicher, daß der Schreiber kein Heide war. Nun ist schon früher eine fast unleserliche Inschrift entdeckt worden; nur einige Buchstaben waren zu entziffern: „hrician“. Die Ergänzung zu Christiani ist unbedenklich. Dies eine Wort ist ein Beweis dafür, daß schon vor der Zerstörung Pompejis Leute, die sich nach Christus nannten, dort bekannt, möglicherweise heimisch waren. Die Existenz von Christen setzt aber stets den Glauben daran voraus, daß Jesus gelebt hat.

Sie sehen: an Spuren des Lebens Jesu fehlt es bei Juden und Heiden so wenig, wie bei den Christen. Wie

es bei allen Spuren, die Ereignisse hinterlassen, der Fall ist, sind sie von verschiedenem Wert: die einen klar und bestimmt, die andern verwaschen und unsicher. Niemand wird auf die letzteren bauen, aber die ersteren verwerfen, weil die letzteren schwach sind, ist unberechtigt. Man hat freilich alle Zeugnisse abgelehnt: alle Paulinischen Briefe seien Erfindungen des zweiten Jahrhunderts, die Stelle des Tacitus eine Interpolation. Aber auf keinen Verständigen werden solche Behauptungen Eindruck machen. Es sind Seifenblasen, an deren buntem Schimmer sich Kinder eine Zeitlang ergötzen können: dann zerspringen sie und es bleibt von ihnen nichts.

Für den Historiker steht die Tatsache, daß Jesus wirklich gelebt hat, auf Grund der Überlieferung über sein Leben völlig fest. Aber hat es Wert, diese Tatsache zu konstatieren? Wäre Jesus nichts anderes gewesen, als was die Rabbinen sagten, oder als was ein heidnischer Gegner des zweiten Jahrhunderts in ihm sah, — der Sohn eines römischen Legionärs und einer jüdischen Tagelöhnerin, der in Agypten, der Heimat der Magie, sich Kenntniss magischer Künste erwarb und, in die Heimat zurückgekehrt, mit ihnen Aufsehen machte, der sich vermaß, sich einen Gott zu nennen, damit eine Zeitlang Glauben fand, aber schließlich scheiterte und von Gott und Menschen verlassen starb — wenn Jesus nichts anderes gewesen wäre, hätte es dann einen Wert zu fragen: „Hat Jesus gelebt?“ und zu konstatieren: „Ja, er hat gelebt!“? Ich glaube, man muß die Frage verneinen; denn das, was er war, hätte dann keine Wirkung gehabt. Aber in der Frage: „Hat Jesus gelebt?“ steckt eben noch die andere Frage, die wichtigere, nach dem geistigen Gehalt dieser Person. Jesus war historische Person, genau so wie

Augustus und Julius Cäsar. Aber können wir die Frage: „Was ist er gewesen?“ ebenso beantworten, wie wir sie bei Julius Cäsar und Augustus beantworten können? Diese Frage bezeichnet das große Problem der Person Jesu Christi.

Um sie beantworten zu können, muß man die Frage erheben: „Wodurch hat Jesus gewirkt?“ Denn in der Wirkung beweist sich das, was der Mensch ist. Eins ist sofort klar. Auf seine Zeitgenossen hat Jesus nur durch sein Wort gewirkt. Wir wissen bestimmt, daß er irgend etwas, was einer organisierten Gesellschaft auch nur ähnlich gewesen wäre, nicht gebildet, daß er eine Partei nicht um sich gesammelt hat. Er hat nur gewirkt durch sein Wort. Und was hat auf die Heiden gewirkt, die seit seinem Tode zum Glauben an ihn kamen? Auch nur sein Wort. Ich vergesse nicht die Bedeutung, die Paulus dem Tode Jesu zuschreibt, ich vergesse ebensowenig, was Paulus über die Auferstehung Jesu sagt: „Ist Christus nicht auferstanden, so sind wir die elendesten unter den Menschen“. Aber trotz der Bedeutung, die der Glaube dem Tod und der Auferstehung Jesu beilegt, muß man sagen, daß auf diejenigen, die nicht glauben, nur sein Wort wirkt. Denn wer glaubt an die Auferstehung Jesu? Wie mich dünkt, werden Gläubige und Ungläubige übereinstimmend antworten: Nur wer an seine Person glaubt. Wer glaubt an die Bedeutung seines Todes? Nur wer an seine Person glaubt. Nicht der Glaube an den Tod und die Auferstehung Jesu ist das erste. Nicht weil er gestorben und auferstanden ist, glaube ich an seine Person, sondern umgekehrt. Der Glaube an die Person ist die Voraussetzung für die Möglichkeit des Urteils: Christus ist gestorben zum Heil der Welt, und er ist wirklich auferstan-

den. Dann bleibt aber das, womit er wirkte: sein Wort. Was ist das Wort? Sollen wir sagen: Hauch, der weht, und Schall, der verklingt? Nein! Denn das Wort ist das mächtigste, was es gibt, das Wort ist der Träger des Geistes. Das, was der Mensch ist, was er geistig ist, tritt zutage im Wort. In den Worten Jesu finden wir deshalb ihn, seine Person, das, was er war. Hier möchte ich erinnern: in mancher Hinsicht ist das, was er sagte, auch was er dachte, empfand und innerlich erlebte, durch das Jüdische bedingt. Jesus ist in der Mitte des Volkes Israel herangewachsen. Mehr als eins seiner Worte erinnert uns deutlich daran; vielleicht darf man sagen, daß kaum bei einem die israelitische Färbung ganz verloren gegangen ist. Und doch haben die Maler recht daran getan, daß sie Jesum niemals mit den Zügen eines Juden darstellten. Auch seine Worte haben, wenn man auf das Wesentliche sieht, das spezifisch Jüdische abgestreift. Er gibt sich in ihnen nicht wie einer der Frommen des Alten Bundes. Niemand würde es einfallen, seine Art mit den Worten zu schildern: „Er wandelte in allen den Vorschriften und Sagen des Herrn untadelig“ (Lukas 1, 6). Denn den Mittelpunkt seines Wesens hätte man damit nicht getroffen. Wo lag er? Wenn man die auf uns gekommenen Worte Jesu überblickt, so ist leicht zu erkennen, daß für ihn nicht nur das spezifisch Jüdische beiseite lag. Auch an vielem, das wir Menschen schätzen, ging er vorüber; das, was irdisch schön, groß, erhaben ist, gehört dazu. Er hat es nicht getadelt, noch viel weniger verworfen; aber ein Moment seines geistigen Lebens bildete es nicht. Jesu Worte zeigen ihn, wenn ich so sagen darf, in herber Einseitigkeit; denn sie offenbaren ihn nur als religiöse Persönlichkeit.

Frägt man nach dem Gehalt seines religiösen Lebens, so ist der erste Zug, der jedem, der sich das Bild Jesu vergegenwärtigt, fast überwältigend entgegentritt, daß Gott ihm niemals ferne gewesen ist. Er fand ihn in allem, was uns umgibt und worin wir leben. Die Menschen pflegen wohl, wenn etwas Außerordentliches eintritt, achtsam zu werden und zu sagen: „Das ist Gottes Finger“. Jesus nicht so. Er sah Gott in allem, im Gewöhnlichsten, das jeden Tag geschieht (Matth. 5, 45), und im Kleinen, das wir kaum beachten (Matth. 5, 26 und 28), wie im Großen. Er sah seine Hand in allem Wechsel und Wandel, der das Leben der Menschen erfüllt: für ihn war alles, das Gute wie das Schlimme, Gabe (Lukas 16, 25), und jede Zeit eine Frist (Lukas 12, 20 und 13, 8). Und er erkannte seine Hand wie in der unveränderlichen Ordnung der Natur, so in den sich unablässig ändernden Ordnungen der geschichtlichen Größen (Joh. 13, 11). Mit einem Wort, für Jesus war nichts „gottlos“. In allem stand ihm Gott gegenüber und berührte ihn Gott.

Der Gott aber, vor dem er stand, das charakterisiert seine Frömmigkeit weiter, war Wille: klarer, bewußter Wille, der Wille, dessen Macht und Weisheit alles überragt. Wenn der Herr an das Höchste dachte, die Weltvollendung, die über alle Zufälligkeit, Nichtigkeit und Verderbtheit hinausführen soll, dann fand er für den Gedanken, den man nicht ausdenken kann, das Wort, das ihn ganz wiedergibt, in der Bitte: „Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel!“ Das war ihm das Höchste. Und als der Herr am tiefsten darnieder lag, hinuntergerissen von der Wucht des Unrechts, das ihn traf, bis an den Rand des Abgrunds, gab es für ihn noch einen Gedanken, der ihn aufrecht erhielt: „Dein Wille geschehe!“ Das war für ihn das Beste.

Denn den Willen in der Welt wußte er als Liebeswille. Deshalb wußte er sich nie gegenüber dem blinden, unvernünftigen Zufall, nie gegenüber dem starren, grausamen Verhängnis, auch nie gegenüber dem Willen der guten und der schlechten Menschen, sondern stets dem Willen des Vaters. Man kann in den Worten Jesu gerade diesen Gedanken bis ins Kleine hinein verfolgen: er kennt den freundlichen Willen, der die Sperlinge auf dem Dache schützt und die Blumen auf dem Felde kleidet, den gütigen Willen, der die Bösen und die Undankbaren trägt, und den Liebeswillen, der ihn selbst, Jesum, gesandt hat, um das Größte zu vollbringen. Einer von den deutschen Mystikern — keiner von den großen, sondern einer von den kleinen — hält einmal der Menschenseele vor: „Nach dir allein ist all sein Begehrt“. Das spricht den Gedanken des göttlichen Liebeswillens aus: Jesus wußte sich vom Vater in die Welt gesandt, daß er die Menschen zum Vater führe; denn der Wille, der in der Welt ist, will die Menschen, sucht die Menschen, arbeitet, sie zu sich zu ziehen und mit sich zu vereinigen. Das waren die Gedanken über Gott, die Jesus erfüllten. Sie bestimmten sein Verhalten gegen Gott.

Will man das Verhalten Jesu gegen Gott mit zwei Worten bezeichnen, so kann man sagen: Es war grenzenloses Vertrauen! Jesus hat nicht oft seine Verwunderung ausgesprochen; aber darüber wunderte er sich, daß man sich überhaupt fürchten kann. Die beiden ersten Evangelisten erzählen von dem Sturm auf dem See und dem Wort, das der Herr sagte, als ihn die erschreckten Jünger weckten: „Warum seid ihr furchtsam, wie habt ihr keinen Glauben?“ So natürlich es für sie war, daß sie erschrafen, so unnatürlich dünkte es ihn, sich zu

fürchten. Das spricht sich auch bei andern Gelegenheiten aus. Zu dem Vater, dessen Tochter gestorben war, spricht Jesus: „Fürchte dich nicht, glaube nur!“ Was ist dem Tode gegenüber natürlicher als die Furcht? Für ihn war die Vorstellung der Furcht auch hier etwas Fremdes. Dieses grenzenlose Gottvertrauen machte ihn sorglos. Alle kleinen Sorgen des täglichen Lebens prallen ab an der Gewißheit: Euer Vater im Himmel weiß, daß ihr des alles bedürft. Dieselbe Gewißheit macht ihn vollkommen ruhig auch dem Größten, der weltbezwingenden Aufgabe gegenüber, die er seinen Jüngern steckte. Er täuschte weder sich noch sie über ihre Größe. Sprach er: „Ich sende euch wie Lämmer unter die Wölfe!“ so zeichnet er ein hoffnungsloses Unternehmen. Aber seine Jünger sollten ohne kleine und große Sorgen ihr Werk beginnen und vollenden: „Nehmet nichts mit, nicht Gold noch Silber, nicht zwei Röcke, nicht einen Stöcken; denn der Vater sorgt für euch! Sorgt nicht um das, was ihr reden sollt! Kommt die Stunde, so wird es euch gegeben!“ Ist die Ernte groß und reif zum Einbringen, so hat der Vater die Arbeiter bereit; man braucht ihn nur zu bitten, daß er sie in die Ernte sende.

Dieses Gottvertrauen bewährt sich in der nie gestörten Gemeinschaft Jesu mit Gott. Man findet im Johannes-evangelium ein paarmal das Wort: „Ich bin nicht allein!“ Zum letztenmal sprach es der Herr im Gedanken an seinen Tod: „Siehe, es kommt die Stunde und ist schon gekommen, daß ihr zerstreut werdet, ein jeder in das Seine, und mich allein laßt. Aber ich bin nicht allein; denn der Vater ist mit mir“. Die Gemeinschaft mit Gott war der feste Punkt im Leben Jesu, der, ob auch alles wankte und brach, des Wankens nicht fähig war. So war es in seinem ganzen Leben. Aus der Jugend des Herrn wird uns

ein einziges Wort mitgeteilt. Der Knabe ist in Jerusalem zurückgeblieben, die Eltern suchen ihn angsterfüllt. Das Kind kann sich nicht in die Gedanken seiner Eltern hinein-denken; es redet ganz aus seinen Gedanken heraus: „Muß ich nicht sein in dem, was meines Vaters ist?“ Hier fühlt es sich heimisch. Das ist das erste Wort Jesu, das wir kennen; das letzte: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ war ganz aus demselben Sinn herausgesprochen. So geht dieses: „Ich bin nicht allein, denn der Vater ist bei mir!“ durch das ganze Leben Jesu hindurch; die Probe darauf war das Gebet. Jesus hatte keine Freude daran, daß man mit dem Beten prunkte. Demgemäß erzählen die Evangelien nicht gar viel vom Beten Jesu. Aber trotz der zurückhaltenden Art, wie sie es erzählen, sieht man doch: alles klang bei ihm aus in ein Gebet. Er betet, wenn er den Seinen das Brot bricht. Er betet für sich allein in der Nacht; um zu beten, sucht er die Wüste, die stillen Höhen auf. Er betet am Grab des Lazarus, wo der Jammer des Lebens ihn berührt und er betet, wenn ihn die Freude über das, was er sah, alle Not vergessen ließ (Matth. 11, 25 ff.). Im Gebet rüstete er sich zum letzten Kampf, und im Gebet ist er gestorben. Was uns berichtet wird, sind fast nur kurze Gebetsrufe; nur ein paar längere Gebete sind aufgezeichnet: das eben erwähnte Dankgebet, daß Gott es den Weisen und Klugen verborgen und den Unmündigen geoffenbart habe, und das Gebet für seine Jünger am Abend vor seinem Scheiden, daß Gott sie nicht aus der Welt nehme, aber sie in der Welt erhalte.

Es ist nur die andre Seite dieser im Leben Jesu herrschenden Hingabe an Gott, daß die Erfüllung des göttlichen Willens für ihn unbedingte Pflicht war. Das Wort, mit dem Jesus sich zum Ausgang aus der Welt

anschiedte: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe!“ könnte man über sein ganzes Leben schreiben: es bedingte all sein Tun und Lassen, Reden und Handeln, sein Leben und Sterben.

Ich habe versucht, mit ein paar Strichen den Inhalt des religiösen Seins und Lebens Jesu zu umschreiben, wie er sich in den schlichten Erzählungen der Evangelien enthüllt. Was ich sagen konnte, ist nur ein Schatten gegenüber der Wirklichkeit; aber auch dieser Schatten stellt uns vor die Frage: War diese religiöse Persönlichkeit die natürliche Frucht der religionsgeschichtlichen Entwicklung, oder war sie es nicht? War die Persönlichkeit wirklich, oder war sie es nicht? Ich bin nicht geneigt, die Frömmigkeit vor dem Christentum und außerhalb desselben gering zu schätzen. Aber auch wer die religiösen Andern, die trotz alles Kleinlichen und Ungöttlichen in der pharisäischen Frömmigkeit schlagen, anerkennt — und ich möchte sie nicht gering schätzen — auch wer die Frömmigkeit eines Philo und eines Heiden wie Mark Aurel hochstellt — und ich möchte sie sehr hochstellen — der muß doch sagen: Parallelen zu der Frömmigkeit Jesu sind das nicht! Auch das Beste, was wir hier finden, unterscheidet sich von der Frömmigkeit Jesu wie trübes Wasser vom klaren, funkelnden Quell; unmöglich ist die Frömmigkeit Jesu aus diesen trüben Wassern herausgesslossen. Ist sie denn aber wirklich? Hat Jesus gelebt?

Doch ich habe Ihnen das Problem der Person Jesu noch nicht ganz vorgelegt. Die Schwierigkeit wächst noch. Es hat nie einen religiös tief begründeten Menschen gegeben, der der Tatsache der Sünde blind gegenübergestanden wäre. Jesus hat die Kraft der Sünde gekannt; er hat gewußt, wo ihre Wurzel liegt. Aus dem Herzen kommen die argen Gedanken. Wie aus dem Quell die Blasen auf-

steigen, so die Begierden aus dem Dunkel des menschlichen Herzens. Eben war es stille und ruhig; dann sind sie plötzlich da. Und Jesus hat gewußt, wie schwach auch die Besten der Sünde gegenüber sind. Das zuversichtliche, aufrichtige: „Ich werde dich niemals verleugnen!“ hat ihn nicht getäuscht. Er hat gewußt, wie furchtbar die Sünde ist; daß sie die scheidet, die zusammen sein sollen, daß sie die einzelnen innerlich tötet, daß sie die Völker vergiftet. Das alles hat er gewußt, und er hat auch gewußt, daß niemand eine Sünde ungeschehen machen kann. Wer kann das Wort zurückholen, das seinen Lippen entflohen ist, wer die Tat austilgen, die er vollbracht hat? Der vergeudete Reichtum des verlorenen Sohnes ist dahin. Aber Jesus hat auch gewußt, daß es trotzdem einen Weg gibt, von der Sünde loszukommen. Das ist die Vergebung. Aber er hat nie um Vergebung gebetet. Er hat die Seinen gelehrt, täglich zu beten: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!“ Aber selbst in dem Moment, in dem jeder Mensch an die Rechenschaft denkt, im Moment des Todes, hat Jesus nicht gebetet: „Vergib mir!“ sondern: „Vergib ihnen!“ War das Unrecht, Selbsttäuschung? War das Auge, das so klar in die fremden Herzen blickte, blind dem eignen gegenüber? Oder war in diesem Leben wirklich nichts zu vergeben? Ich lege kein großes Gewicht auf die Johannesstelle: „Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen?“ Aber stellen wir uns den Herrn vor, so wie sein Bild bei den Synoptikern erscheint! Finden wir eine Sünde, für die er wirklich um Vergebung bitten mußte? Jeder trägt unwillkürlich Bedenken, in diesem Herzen, das das Zwiesgespräch der sich verklagenden und sich entschuldigenden Gedanken nicht kannte, niedere Begierden wohnhaft zu

denken. Aber auch was sonst die Menschen zur Sünde reizt, die Freude am Besitz, an der Ehre, an der äußeren Stellung, an der Macht, an dem Erfolg, das alles war für ihn keine Versuchung. Es stand so ganz unter seiner Linie, daß es auf sein Leben nicht wirkte. Alle die Motive, die in der Welt wirksam sind, die die Menschen zur Anspannung ihrer Kräfte drängen, hatten über ihn niemals Macht. Sie versuchten ihn nicht. Doch es gibt noch schwerere Versuchungen. Sie entspringen aus der Liebe zu andern, aus dem Besten, was der Mensch hat. Leichtert sündigt manch einer aus Liebe zum Vater, zur Mutter oder zum Kinde als um seiner selbst willen. Wir haben jetzt einen Fall erlebt: gemordet aus Liebe zur Frau. Hat Jesus je diese Versuchung gefühlt? Er hat seine Mutter und seine Brüder geliebt; noch im Sterben gedachte er der Verlassenen. Aber wenn er vor der Frage der Berufserfüllung stand, dann hieß es: „Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder? Die, die den Willen Gottes tun, sind mir Mutter und Brüder“. So können wir das Leben Jesu hin und her prüfen. Wir finden nichts, das auf ihn eine ähnliche versuchliche Wirkung ausübte wie auf alle Menschen, die wir sonst kennen. Aber wenn er der Vergebung Gottes nicht bedurfte, dann steht er außer der geschichtlichen Reihe. Kann er gelebt haben?

Noch habe ich das Problem der Person Jesu nicht vollständig umschrieben. Denn er stand nicht nur außer der geschichtlichen Reihe, er selbst stellte sich mit allem Nachdruck außer sie.

Für die Seinen wollte er allein gelten: „Ihr sollt euch nicht Rabbi nennen lassen, denn einer ist euer Lehrer. Ihr sollt euch nicht Meister nennen lassen, denn einer ist euer Meister: Christus“. Er versicherte, daß an dem Ver-

hältnis zu ihm sich das Geschick der Menschen und der Menschheit entscheidet: „Wer mich bekennt, den werde ich auch bekennen, und wer mich verleugnet, den werde ich auch verleugnen!“ Thrus und Sydon wird es im Gericht besser ergehen als den Städten, in denen er gewirkt hatte, und die doch nicht an ihn glaubten. Aber wer einen der Geringsten auch nur mit einem Becher kalten Wassers trinkt in eines Jüngers Namen, der wird nicht ungelohnt bleiben. Und er forderte demgemäß absolute Geltung. Es ist nicht nur das Wort überliefert: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist mein nicht wert!“ Wir kennen es auch in der furchtbar scharfen Form: „Wenn einer zu mir kommt und haßt nicht seinen Vater und seine Mutter, sein Weib und seine Kinder, seine Brüder und seine Schwestern, dazu auch seine eigene Seele, so kann er nicht mein Jünger sein!“

Hier halten wir still. Denn die Frage ist nicht zu vermeiden: „War das noch berechtigt?“ Vielleicht wäre mancher mit dem „Nein!“ sofort fertig, wenn Jesus irgend etwas für sich erstrebt hätte. Aber wenn angesichts des Christusbildes der Evangelien irgend etwas sicher ist, so die Tatsache, daß er nicht das Seine suchte. Für sich forderte er nicht einmal Gegenliebe; er ließ sich verraten und hatte für den Verräter nur eine Frage, die ihn retten sollte (Matth. 26, 50); er ließ sich verleugnen und hatte für den Verleugner nur ein Wort, das ihn trösten konnte (Lukas 22, 31). Wenn sich jemand an ihn herandrängte, so wies er ihn von sich hinweg zum Vater. Wer kennt nicht sein ablehnendes Wort: „Was heißest du mich gut? Niemand ist gut, denn Gott allein!“ Nicht für sich wollte er die Menschen gewinnen; sein Ziel war, sie zum Vater zu führen.

So lebte das Bild Jesu im Gedächtnis der nächsten

Generation nach ihm. Ist diese Persönlichkeit denkbar als Frucht der bisherigen religiösen Entwicklung? Erklärt sie sich etwa aus dem Zusammenfluß des jüdischen Monotheismus mit polytheistischer Mythologie und philosophischer Moral, oder wie man sonst die Elemente bezeichnen mag? Mich dünkt: daraus kann man wohl gewisse Kategorien erklären, unter die Jesus gestellt wurde, nimmermehr aber den religiösen Gehalt dieser Person. Er reicht über alles Bisherige hinaus; er bewirkt es, daß Jesus nicht in der Reihe der Menschen steht; er steht nicht unter uns, sondern uns allen gegenüber. Muß man deshalb sagen: Er ist unmöglich? Wir können es nicht: denn er hat gelebt. Dann aber verstehen wir ihn nur, wenn wir in ihm den sehen, der er sein wollte: der Sohn, der uns den Vater offenbart. Er tat es nicht in einzelnen Aussprüchen und Handlungen; er tat es durch das, was er war: in jener unergründlichen, unzerstörbaren Gemeinschaft mit dem Vater, die er uns vorgelebt hat, offenbarte er uns den Vater, und dadurch führte er uns zu ihm. Jesus hat gelebt als einer ganz für sich und als einer ganz für alle. Für sich in dem, was ihm der Vater war; für alle in dem, was er uns war, in dem, wie er sich herabneigte zu den Kleinen, um sie zu sich und durch sich zu Gott zu führen.

Man sagt, daß durch unsere Zeit religiöses Fragen gehe, und nichts wäre besser und erfreulicher, als wenn diese Worte je länger, je mehr Wahrheit würden. Aber bleiben wir uns bewußt, daß alles religiöse Fragen zuletzt zurückführt zur Person Jesu. Man fragt jetzt: „Hat Jesus gelebt?“ Möge die Antwort für viele, die diese Frage beschäftigt, nicht nur lauten: „Er hat gelebt!“, sondern möchten sie auch je länger, je mehr zu der Antwort kommen: „Er hat für mich, für uns gelebt!“

Jesus und Paulus.

Jesus und Paulus. Wir sind gewohnt, die Träger dieser Namen nebeneinander zu stellen, und wir nennen ihre Namen nebeneinander, als den Namen des Herrn und den Namen des Dieners, der von sich sagen konnte: „Ich habe mehr gearbeitet, denn sie alle“. Wir nennen neben dem Namen Jesu den Namen des Mannes, der von sich selbst sagte; „Ich glaubte nicht unter euch irgend etwas zu wissen, als Jesum Christum und ihn, den Gekreuzigten“. Aber nicht immer hat man diese Namen so nebeneinander genannt; man hat auch gesagt: Jesus oder Paulus. Das geschah schon sehr bald. Sie wissen, daß in Korinth die Parteien sich nach diesen Namen schieden. Wenn hier die einen sich rühmten: ἐγὼ Χριστοῦ, so war die Meinung: Christum wollen wir kennen, aber nicht Paulus. In dem: „Wir sind Christi“ lag eine Ablehnung des sonderlichen Berufs des Apostels; es sollte nicht gelten, daß er der Gründer, der Vater der korinthischen Gemeinde war (1. Kor. 4, 15). Dazu erschien er als zu gering.

Auch jetzt kann man die Frage hören: „Jesus oder Paulus“, jetzt von ganz anderen Gesichtspunkten aus als einstmals; ohne jede Geringschätzung der Person und Tätigkeit des Paulus, unter voller Anerkennung der Tatsache, daß unter den Männern, die nach Jesus religiös gewirkt haben, keiner tiefer, weiter, dauernder gewirkt hat,

als er, und doch: „Jesus oder Paulus?“ Und in der Frage liegen jetzt viel ernstere Bedenken als vordem. Man fragt: „Was war unsere Religion vor Paulus?“ Und man antwortet etwa: „Vor Paulus eine innerjüdische Sekte und durch Paulus Weltreligion, vor Paulus ein kleiner Kreis von Menschen, der von Jesus Christus religiös angeregt war, und durch Paulus die Kirche; vor Paulus war die persönliche Frömmigkeit alles, und durch Paulus kam die Theologie und in ihrem Gefolge das Dogma“. Und weiter: „Was war Jesus Christus vor Paulus?“ „Ein Mann, der nichts hatte als seine persönliche Frömmigkeit, aber der in dieser seiner persönlichen Frömmigkeit alles hatte: der in ihrer Kraft gewirkt hat, Erfolge gehabt hat, gelitten hat und gestorben ist.“ „Und was ist er durch Paulus und seit Paulus geworden?“ „Ein Gott. Denn durch Paulus kam der Christusmythos: Nun ist Jesus von Nazareth nicht mehr der Mann, der auf den Gefilden Palästinas einherzog, lehrend, tröstend, mahnend, helfend, sondern der Gott, der aus dem Jenseits hereingekommen ist in diese Welt und der aus ihr hinausgegangen ist in das Jenseits, der Gott, der alles umspannt von Anfang bis zum Ende.“

So wird Paulus zum Gründer des Christentums, nachdem die erste Anregung von Jesus Christus ausgegangen ist, und er wird zugleich zum Verderber des Christentums, indem er an die Stelle der Frömmigkeit Jesu dogmatische Vorstellungen über Jesus setzte, an die Stelle des Lebens mit Gott eine Lehre, ein Dogma.

Es ist verständlich, daß man in dieser Weise Jesus und Paulus einander entgegenstellt; denn in der That, diese beiden Männer waren unendlich verschieden. Wir sprechen von der Verschiedenheit zwischen Arbeits-

genossen wie Luther und Melanchthon, Goethe und Schiller. Aber was bedeutet das gegenüber der Verschiedenheit zwischen Paulus und Jesus? Für Paulus war die Erfahrung entscheidend, die er Phil. 3,7 schildert: was mir Gewinn war, habe ich als Schaden erkannt. Alles, was er ward, beruhte auf dem vollständigen Zusammenbruch, den er erlebte. So steht er als der erste in der Reihe an der Spitze der großen und starken Männer, die durch einen Bruch ganz geworden sind: der Männer wie Augustin, Franz von Assisi und Luther. Aber im Leben Jesu hat diese Erfahrung ihresgleichen nicht. Niemand ist noch auf den Gedanken gekommen, daß Jesus geworden ist, was er war, indem er mit seinem früheren Leben brach. Wenn man sich alle Worte, die uns von ihm überliefert werden, vergegenwärtigt von dem ersten an, das der Knabe sprach: „Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist“, bis zu dem letzten Gebet des Sterbenden: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist“, und bis zur letzten Zusage des Auferstandenen: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“, aus einem Bruch ist keines von allen geboren. Man kann die ganze Überlieferung vom Herrn durchgehen; aber man entdeckt in ihr nicht eine Erinnerung daran, daß Jesus etwas Ähnliches erfahren hätte wie Paulus. Nicht einmal eine ähnliche Erfahrung hatte er zu machen wie ein alttestamentlicher Prophet. Jeremias sagt: „Du hast mich überredet und ich habe mich überreden lassen, du hast mich ergriffen und hast mich gezwungen“. So ist Jeremias zum Propheten geworden. Und wie ganz anders Jesus: der Zimmermann ward zum Lehrer seines Volkes, zum Gründer unserer Religion, zum Erlöser der Welt, ich möchte sagen: ohne jeden Absatz.

Er ging den schroffsten Weg, und er ging ihn, als wäre er eben; er wuchs wie von selbst in seinen Beruf hinein, Schritt für Schritt weiterschreitend, ohne jeden Zweifel, ohne jedes Bedenken, ob sein Weg der richtige sei. War für das Wesen des Paulus der Bruch seiner Überzeugung entscheidend, so war für Jesus die nie getrübt innere Harmonie, die nie gestörte Gleichheit der Gesinnung maßgebend.

So verschieden die Charaktere, so verschieden war auch die Art ihres Wirkens. Wenn man Jesu Wirken schildern will, so kann man die Farben aus seinen Gleichnissen nehmen. Er wirkte wie der Säemann, der den Samen austreut und schläft und steht auf Nacht und Tag, und der Same geht auf und wächst, daß er es nicht weiß. Nichts lag ihm ferner, als irgendwie organisieren, eine geschlossene Gesellschaft gründen zu wollen. Nicht einmal die 12 Jünger waren das. Nichts lag ihm ferner, als über den nächsten Kreis, in den er gestellt war, hinauszugreifen zu wollen: der Jude predigte den Juden. Und nichts lag ihm ferner, als den Erfolg gewissermaßen erzwingen zu wollen: er streute den Samen aus im Bewußtsein dessen, daß der kleinste Teil gutes Land findet. Nahm die Welt seine Worte nicht, so erregte ihn das nicht: „Laßt sie fahren!“ sagte er. „Wer es sät, der fasse es“; denn was auf das Steinige fällt, das muß zugrunde gehen; genug, daß einige Samenkörner gutes Land finden.

Und demgegenüber Paulus. Er war ein Prediger, aber niemals nur ein Zeuge von Jesu Christo; der Mann, der die Fundamente der Heidenkirche gelegt hat, gehörte zu den großen Organisatoren der Weltgeschichte. Das war ihm natürlich; er konnte nicht nur predigen, sondern

überall schloß er die Gewonnenen zu Gemeinden zusammen, und mit diesen Gemeinden lebte er weiter, in ihnen wirkte er weiter, auch wenn er fort war. Und gerieten seine Gemeinden in Gefahr, einen falschen Weg einzuschlagen, wie hat er gekämpft, sie auf dem rechten Wege zu erhalten! Wie haben ihn die Gegner erregt, und wie rang er mit ihnen, um ihnen die Seinen zu entwinden, und wie hielt er die einmal Gewonnenen fest, um sie zu nötigen, bei dem Rechten zu verharren. Da ist nichts von jener stillen Objektivität Jesu: alles Wille, Entschluß, Drang und Nötigung.

Und dieser kraftvolle Geist kannte keine Schranken: er zerbrach das Gesetz und zertrümmerte den religiösen Abschluß des Gottesvolkes, und nachdem er erst hinausgetreten war auf den freien Kampfplatz der Welt, schweiften seine Gedanken ins Ungemessene: von Syrien nach Kleinasien, von Kleinasien nach Griechenland, von Griechenland nach Rom, von Rom nach Spanien: überall hin sollte das Evangelium durch ihn getragen werden. Die Welt war eben groß genug als Arbeitsstätte für diesen Mann — den Jünger des Meisters, dessen ganzes Arbeitsgebiet sich mit ein paar Tagemärschen leicht durchmessen ließ.

Ich wage noch einen Schritt weiter zu gehen. Auch die Frömmigkeit Jesu und Pauli war verschieden. Sie hat hier und dort einen anderen Ton. Ich erinnere an eins. Es gab einen Moment im Leben beider, da die Last, die sie zu tragen hatten, ihnen zu schwer zu werden schien. Da betet Jesus: „Mein Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir“. Und Paulus betet, daß des Satans Engel, der ihn mit Fäusten schlägt, möge von ihm genommen werden. Es ist doch ein recht verschiedener

Ton, wenn dasjenige, was Gott auferlegt, gedacht wird als der Kelch, den der Vater reicht, oder als der Satansengel, der mit Fäusten schlägt. Ähnlich in andern Dingen. Wie Jesús betet, lernen wir am Vaterunser, dem Gebet des Herrn, wie wir zu sagen pflegen. Es gleicht einer Perlschnur; jede Bitte rund und klein und knapp — man kann nicht ein Wort hinwegnehmen, nicht eines hinzutun. Es ist das Gebet, in dem sich individuelles Empfinden überhaupt nicht ausdrückt. Dabei umspannt es aber das ganze Menschenleben mit seinen Bedürfnissen, seinen Lasten, seinen Schulden, und es reicht hinaus über das kleine Menschenleben und umspannt das Leben der Welt, die im Argen liegt, und deren Ziel doch ist, daß der Wille Gottes in ihr geschieht wie im Himmel. Das ist die Art, wie Jesús betete. Wir wissen auch, wie Paulus betete. Da heißt es etwa: „Ich beuge meine Knie vor dem Vater unseres Herrn Jesu Christi, der der rechte Vater ist über alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden, daß er euch Kraft gebe nach dem Reichtum seiner Herrlichkeit, stark zu werden durch seinen Geist an dem inwendigen Menschen, daß Christus wohne durch den Glauben in euren Herzen, und ihr durch die Liebe eingewurzelt und gegründet werdet, auf daß ihr begreifen möget mit allen Heiligen, was da sei die Breite und die Länge und die Tiefe und die Höhe; auch erkennen die Liebe Christi, die doch alle Erkenntnis übertrifft“. Ist das derselbe Ton? Hier ist alles individuell, dort nichts. Der Ton ist verschieden; ist auch der Gehalt verschieden? Die Männer waren verschieden. Ist auch das, was sie gebracht haben, verschieden? Muß man gegenüberstellen: „Paulus oder Jesús?“ oder können wir dabei bleiben: „Jesús und Paulus?“ Das sind die Fragen, deren

Beantwortung ich versuche. Es handelt sich dabei einmal um das Urtheil über die Person Jesu, dann um das Urtheil über das Werk Jesu, endlich um den Inhalt der Frömmigkeit. Wie stehen die beiden Männer in diesen drei Punkten?

Ich habe vorhin erinnert, daß man die Bedeutung des Paulus darin findet, daß er den Christushymnus gestaltete. Der historische Christus, so wie wir ihn aus den Evangelien kennen, soll eigentlich für ihn keine Bedeutung gehabt haben; er wurde verdrängt durch die in jüdischen Theologumenen wurzelnde Idee, daß in Christus Gott in diese Welt eintrat, um die Menschen zum Vater zurückzuführen. Ist das Mythos, dann hat es nicht mehr Wert als der schöne Mythos von dem Tode des Baldur oder der Mythos von Baal und Astarte; ja man wird urtheilen müssen: noch weniger. Denn in diesen Mythen spiegelt sich etwas Wirkliches, das Naturgeschehen, das die Menschen empfanden, und das die schöpferische Phantasie gestaltete. Aber in dem Christushymnus würde sich nichts anderes spiegeln als eine große Täuschung. Sie hätte denjenigen, die durch Paulus zu Christo kamen, die wirkliche Person Christi gekostet: sie hätten sie damit ungeheuer teuer bezahlt.

Wie urtheilte nun Paulus über Christus? Erinnern wir uns dabei, daß Paulus eine geschichtlich greifbare Gestalt ist. Wir haben eine Anzahl unbezweifelter Schriftstücke, die von ihm selbst herrühren. Wir können sicherer als bei hundert anderen historischen Gestalten die Anschauungen erfassen, in denen Paulus lebte. Und doch sind unsre Quellen mangelhaft: Wenn wir die Predigt des Paulus aus seinen Briefen konstruieren wollen, tun wir etwas, was, historisch angesehen, unberechtigt ist. Alle

Briefe des Paulus sind an solche geschrieben, die bereits glaubten. Aus ihnen läßt sich nicht direkt ersehen, was er denen sagte, die er erst zu Christo führen wollte. Alle Briefe sind veranlaßt durch diesen oder jenen besonderen Anlaß; überall spricht Paulus zum Zweck; keiner seiner Briefe gibt deshalb seine Gesamtanschauung wieder. Das muß man im Auge behalten, um sich vor vorschnellen Urteilen zu hüten. Überdies können wir aus Paulus selbst konstatieren, daß er bei seiner Missionspredigt anders gehandelt hat, als er in seinen Briefen verfährt. Wenn er davon spricht, wie er in Galatien Christum verkündet hat, dann gebraucht er das Wort: „Es ist euch Christus vor die Augen gezeichnet“. Wie man ein Bild mit Linien zeichnet, so hat er Christus gezeichnet vor den Augen der Galater. Das Wort sagt viel. Das Wort sagt, daß er nicht nur ein dogmatisches Werturteil über den Tod des Herrn abgegeben hat (das läßt sich nicht zeichnen mit Linien), sondern daß er beschrieben hat, was vor sich gegangen ist, daß er Zeugnis gegeben hat von dem, wie Jesus gelitten hat, so daß sie seinen Tod vor sich sahen. Wie wir aus diesen Worten entnehmen können, wie Paulus über den Tod Jesu sprach, so bezeugen uns seine Briefe, daß er auch von der Lehre Jesu gesprochen hat. Zwar verführen sie zunächst zu der Annahme, Paulus habe gehandelt, wie die älteste Christenheit bei der Konstruktion des alten Tauffsymbols: „Geboren aus Maria der Jungfrau, gelitten unter Pontius Pilatus usw.“ Das ist der große Sprung. Aber wenn Paulus predigte, so hat er, das kann man m. E. ziemlich sicher sagen, nicht so gehandelt. Es gibt eine ganze Reihe von Stellen, in denen er sich direkt auf das bezieht, was Christus gelehrt hat. 1. Kor. 7, 10 erinnert er an das

Wort des Herrn über die Thescheidung. An die Thessalonicher schreibt er, er habe ihnen über die Wiederkunft des Herrn und über das Sterben der Christen ἐν λόγῳ κυρίου Auskunft gegeben. Weiter führt er 1. Kor. 9, 14 das Wort, daß der, der das Evangelium verkündigt, vom Evangelium leben soll, als ein Gebot des Herrn an. Das sind zum Teil Worte Jesu, die wir aus den Evangelien gar nicht nachweisen können. Dazu kommt das lange Zitat (1. Kor. 11) über die Einsetzung des heiligen Abendmahls. Das alles führt zu der schwerlich zu kühnen Vermutung, daß Paulus eine Sammlung von λόγια τοῦ κυρίου in Händen hatte, die er bei seiner Heidenpredigt benutzte. Man muß es im Auge behalten, um nicht vorschnell über das zu urteilen, was für Paulus an Christus wertvoll war. Aber dadurch ist nicht aufgehoben, daß es richtig ist, daß seine Verkündigung Christi nicht Predigt von einem Menschen ist. Gewiß galt ihm Jesus als Mensch. Daß er gekreuzigt ist, gestorben ist, dieses menschliche Widerfahrnis ist ja der Punkt, auf den er immer wieder zurückkommt. Aber daß Jesus ein Mensch war, lehrte er nicht und brauchte er nicht zu lehren. Seit Jesus am Kreuze gestorben war, waren erst wenige Jahre vergangen; es lebten noch Hunderte und Tausende, die ihn als Menschen gekannt hatten, Freunde und Feinde. Das, was sich nicht von selbst verstand und was Paulus deshalb lehrte, war, daß dieser Mensch mehr ist als ein Mensch. Mit aller Bestimmtheit behauptete Paulus die Präexistenz Christi: „Ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub, Gott gleich sein, sondern entäußerte sich selbst und ward gleich wie ein anderer Mensch und an Gebärden als ein Mensch erfunden“. Der Präexistente ist der Offenbarer Gottes ge-

worden, *εἰκὼν τοῦ θεοῦ ἀοράτου*. Er ist derjenige in dem wir den ewigen Vater finden, er ist der Herr, vor dem aller derer Knie sich beugen, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind. Kein Zweifel, Paulus stellte Jesum nicht in die gleiche Reihe mit uns, sondern wenn er gruppierte, stellte er auf die eine Seite den Vater und den, der sein Sohn ist, und auf die andere uns, die durch ihn des Vaters Kinder werden. Darüber besteht eigentlich keine Meinungsverschiedenheit. Die Frage ist nur, ob das Wahrheit ist oder Mythos.

Man kann die Frage nur beantworten, wenn man die Anschauung Pauli dem Christusbild der Evangelien gegenüberstellt. Nun ist die historische Forschung freilich dem Herrn gegenüber nicht in derselben günstigen Lage wie dem Apostel gegenüber. Wir besitzen nichts, was unmittelbar auf ihn zurückgeht: jedes Wort, das wir von ihm wissen, ist durch Dritte uns aufbewahrt, wir sehen sein Bild nur durch das Medium der Überlieferung. Aber daß in der synoptischen Tradition gute Überlieferung vorliegt, daß besonders die Worte des Herrn treulich wiedergegeben sind, das ist ein so weithin anerkanntes Urteil, daß es erlaubt ist, das Christusbild der Synoptiker als historisch zuverlässig zu betrachten. Ich glaube, daß auch im Johannesevangelium, d. h. in der kleinasiatischen Überlieferung, wertvolles historisches Gut enthalten ist. Aber hier geht das Urteil der Gegenwart zu weit auseinander, als daß man das Johannesevangelium ebenso benutzen könnte wie die Synoptiker.

Wie erscheint nun die Persönlichkeit Christi in der ältesten kirchlichen Überlieferung? Man kann die herkömmlichen Fragen erheben, mit deren Hilfe wir die Eigenart der Menschen zu ergründen versuchen: Welches

Temperament eignete ihm? War er ein Mann des Willens, oder des Verstandes, oder der Empfindung? War er Optimist oder Pessimist? Lebte in ihm der Trieb zum Handeln oder die Neigung zur Betrachtung? Und wie diese Fragen alle heißen. Man kann dann und wann glauben, die eine oder die andere lasse sich bestimmt bejahen oder verneinen; schließlich kommt man doch zu der Einsicht, daß das unmöglich ist. Dem Christusbild gegenüber versagen diese Kategorien.

Doch das ist nicht entscheidend. Es kann an den Mängeln der Überlieferung liegen. Ich möchte an Wichtigeres erinnern. Goethe sagte einmal: „Mensch sein heißt Kämpfer sein“. Und niemand wird bestreiten, daß dieses Wort richtig ist. Kämpfer sein heißt aber nicht nur sich abringen mit äußeren Schwierigkeiten, ununterbrochen den Stein wälzen, der doch nie auf die Höhe kommt. Das „Kämpfer sein“ hat seine ganze Wahrheit erst dann, wenn man sich an die Kämpfe erinnert, die im Innern des Menschen ausgefochten werden. Niemand hat sie so tief erfahren und so ergreifend geschildert wie der Apostel Paulus: die Kämpfe, in denen die Gedanken ringen, die sich anklagen und verteidigen; die Kämpfe, in denen die Lust zum Bösen und der Wille zum Guten den Menschen hierhin und dorthin reißen. Sie bleiben keinem erspart, der Mensch ist. Und keiner kann sagen, daß er in ihnen zum reinen und klaren Sieg gekommen ist. Und nun Jesus Christus? Mensch sein heißt Kämpfer sein. War sein Leben ein Kampf? Vielleicht sagen Sie: Ja. Er hat kämpfen müssen mit allen, mit denen er sich berührte: mit der Schwachheit derer, die ihn liebten, mit der Gleichgültigkeit des Volkes, unter dem er wirkte, mit der Abneigung und dem Haß, die ihn trafen, ohne daß er es verdiente,

mit Armut, Not und Tod; sollen wir hinzufügen: zuletzt mit Gott, der ihn nicht erhörte? Und doch: hat er dabei gekämpft? Gekämpft jenen inneren Kampf, an den ich vorhin erinnerte? Die Person, die zum ersten Male seinen Weg kreuzte, war diejenige, die ihn am meisten liebte: seine Mutter. Was er getan hatte, weil er es tun mußte, machte sie ihm zum Vorwurf: Mein Sohn, warum hast du uns das getan? Aber wir hören nicht, daß der Vorwurf auch nur das geringste Echo in ihm weckte, keine Spur von Bedenken über sein Handeln. Während die Eltern das Gleichgewicht der Seele verloren hatten, wußte das Kind es zu wahren, rein und lauter, ohne Schwierigkeit und ohne Kampf.

Ist das Legende? Aber so erscheint Jesús in der evangelischen Überlieferung durchaus. Nichts, was er erlebte, rief einen Kampf in ihm hervor: in dem stillen Gleichmaß seines Sinnes fand er ohne Kampf stets den rechten Weg.

Die zweite Person, die ihm den Weg vertrat, war derjenige, der ihm den Weg bereiten sollte: Johannes der Täufer. Er wehrte ihm, sich taufen zu lassen (Mt. 3, 14). Aber auch hier gleitet die Einrede an ihm ab; er fühlt keine Schwierigkeit: ohne Kampf ist er seines Weges gewiß: Daß es sein; so ziemt es sich, daß alle Gerechtigkeit erfüllt werde. Das waren leichte Wolken, die am Himmel dieses Sonnenkinds vorüberzogen. Aber es kamen düsterere. Es ging ihm die Einsicht auf, daß sein Berufswerk ihn auf den Todesweg führen würde. Die Überlieferung weiß nichts davon, daß es eine Zeit dauerte, bis er sich in diese Gedanken fand; sie berichtet nur, wie er ihn zum ersten Male aussprach. Er tut es mit derselben Ruhe und Klarheit, mit der er einstmals zur Taufe des Johannes

gekommen war: es wird an ihm geschehen, was geschehen muß. Und wiederum tritt ihm einer der Seinen in den Weg: aber die Einrede des Petrus findet so wenig einen Widerhall, wie einstmal die des Johannes. Nur viel ernster ist die Zurückweisung. Der, dem der Gedanke des Todes keinen Kampf kostete, fordert, daß Petrus das Gefühl, das aus seiner Liebe zum Herrn geboren war, niederkämpfe als etwas Satanisches. So sicher war er seines „Muß“. Aber kam er nicht im letzten Augenblick ins Schwanken? Jedermann denkt an den Kampf im Garten Gethsemane. Doch glaube ich nicht, daß man die Bitte des Herrn: Es gehe dieser Kelch von mir! recht versteht, wenn man in ihr findet, daß ihm vor dem Sterben graute. Ein Sokrates konnte lächelnd sterben. Sollte das für den unmöglich gewesen sein, der wußte, daß in des Vaters Haus viele Wohnungen sind und daß Sterben heißt: zum Vater gehen? Nicht vor dem Sterben an sich graute ihm, sondern vor dem Tod, den er Schritt für Schritt sich näher kommen sah: Sterben, verworfen von seinem Volke und verlassen von seinen Jüngern. Denn hinter diesem Tode erhoben sich für den Herrn groß und furchtbar wie ein höllisches Gespenst die Fragen: Was wird dann aus meinem Werk? Was wird dann aus den Meinen? Was wird dann aus der Welt? So sterben, das war der Kelch, den trinken zu müssen ihm fast zu schwer wurde. Aber mußte er sich den Entschluß, ihn dennoch zu trinken, innerlich abringen? Das kann man nicht sagen: sein „nicht wie ich will, sondern wie du willst“, war von Anfang an fertig; nur darnach fragte er, ob das, was er kommen sah, wirklich des Vaters Wille war.

Mensch sein heißt Kämpfer sein: Der Satz gilt von Jesus, und er gilt nicht von ihm. Denn kein Kampf

feines Lebens konnte die stille Tiefe seines Wesens, in der der Wille geboren wird, berühren und erschüttern: hier war steter Friede. Ist das menschlich? Mich dünkt: das ist wieder das Inkommensurable dieses Menschen.

Daraus verstehen wir noch ein zweites. Jesus hat die Tiefen des Menschenlebens gekannt, auch den Abgrund des Menschenherzens, aus dem die argen Gedanken kommen. Er hat gewußt, daß diese Sündenmacht alle fesselt. Darum hat er die Seinen gelehrt, täglich zu beten: „Vergib uns unsere Schulden“. Darum hat er diejenigen, die zu ihm kamen, Hilfe zu suchen, begrüßt mit dem Wort: „Dir sind deine Sünden vergeben“. Aber der Mann, der die Macht und den Fluch der Sünde kannte wie kein zweiter, hat nie gebetet: „Vergib mir meine Schuld!“ Im Angesicht des Todes ergreift jeden der Schauer davor, wie er in der jenseitigen Welt bestehen kann; aber Jesus empfindet nichts davon. Er betet nicht: „Vater, vergib mir!“, sondern: „Vater, vergib ihnen!“ So war es durch sein ganzes Leben; in den vielen Worten, die uns aus den drei langen Jahren seines Wirkens berichtet werden, findet sich nicht eine Spur von Sündenbewußtsein, das ihn von Gott trennte und über das er sich erst erheben mußte, um zu Gott zu kommen. Er hat nicht gelehrt, daß er sündlos sei; aber das Bewußtsein der Sünde war für ihn nicht da. Wagt es jemand zu sagen: „Er war ein Selbstgerechter“? Ich glaube, daß dieser Gedanke dem Bilde Jesu gegenüber noch niemandem gekommen ist. Wenn er nun nicht selbstgerecht war, und wenn er doch nichts von Sünden wußte; müssen wir dann nicht wieder sagen: Das ist das Inkommensurable an Jesus? Wir können ihn nicht mit Menschenmaß messen; es reicht nicht aus, an ihm zerbricht es.

Noch an ein anderes mag erinnert werden: Jesús und die Menschen. Wie hat er sich ihnen gegenübergestellt? Die Antwort ist leicht: Er hatte für sie nur Liebe, und niemand bezweifelt, daß sie richtig ist. Und doch: War die Menschenliebe Jesu menschliche Liebe?

Wir Menschen bedürfen einander. Auch wer viel liebt, wird des Liebens müde, wenn er nie einen verwandten Ton widerklingen hört, wenn das Beste, das er gibt, nirgends eine Resonanz findet. Aber Jesu Liebe bedurfte der Gegenliebe nicht: er urteilte völlig klar über den Verräter; aber auch der Verrat konnte seine Liebe nicht töten. Das letzte Wort, das er zu Judas sprach, lautete: „Mein Freund“, und die Absicht des Wortes war, auch jetzt noch dem Verlorenen die Hand zur Rettung entgegenzustrecken. Auch der Menschen, die er liebte und die ihn liebten, bedurfte Jesús nicht. Als der Zwölfjährige im Tempel blieb, haben die Eltern ihn vermißt. Hat auch er sie vermißt? Man wird nicht sagen können, daß das der Eindruck ist, den die Geschichte machen will. Es war während seines ganzen Lebens nicht anders. Das schwere Wort: Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder? sagt im Grunde doch nichts anderes aus als das freundliche Bild aus der Kinderzeit Jesu. Mit den Aposteln hat er drei Jahre lang zusammengelebt: sie haben ihn bedurft. Aber hat er jemals ihrer bedurft? Stets hat er gegeben, niemals sie; er hat sie nicht ein einzigesmal um Rat gefragt, sich nie mit ihnen besprochen, sich nie auf sie gestützt, sich nie an ihnen getröstet. Auch die Aufforderung: „Wachet mit mir“, wird gewiß nicht recht verstanden, wenn man aus ihr herausliest, daß Jesús jetzt sie als Stütze bedurfte. Weshalb er die drei Jünger mit sich nahm, sagt er deutlich genug: daß sie wachten und beteten wie er, damit sie nicht

in Anfechtung fielen. Um ihretwillen, nicht um seinetwillen nahm er sie mit sich. Denn für sich bedurfte er sie nicht. Die sich an ihn persönlich anschließen wollten, hat er eher zurückgewiesen als an sich gefesselt; wer mit dem Worte kam: ich will dir folgen, wo du hingehst, hörte als Antwort die abweisende Rede: Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nichts, da er sein Haupt hinlegt. Und wer ihn mit höflicher Freundlichkeit als guten Meister grüßte, der bereitete sich dadurch nicht einen höflichen Empfang; sein Gruß wurde zurückgeschleudert mit der schroffen Wahrheit: Niemand ist gut als Gott allein. Bei Johannes sagt Jesus einmal im Gedanken daran, daß die Jünger alle ihn verlassen werden und er allein bleiben wird: Ich bin nicht allein; denn der Vater ist mit mir (16, 32). Das Wort charakterisiert ihn auch so, wie wir ihn nach den Synoptikern kennen: den Vater bedurfte er, aber die Menschen nicht; unter ihnen war er stets ein ganz einsamer Mensch. Wagt es jemand zu sagen: er war ein selbstgenügsamer Egoist? Ich glaube, dem Bilde Jesu gegenüber ist noch niemand auf diesen Gedanken gekommen. Aber dann stehen wir auch hier vor dem Inkommensurabeln in dieser Persönlichkeit.

Und dies ist es, was uns immer wieder vor diesem Bilde auf die Knie zieht: Er war ein Mensch, ecce homol und wir können ihn doch nicht messen mit den menschlichen Maßstäben: alles Unruhige, Unvollkommene, Unreine, Kleinliche, was wir als „menschlich“ kennen, fehlt hier: hier reicht die Klarheit, Ruhe, Harmonie und Reinheit des Göttlichen in diese Welt hinein: er war ein Mensch und ist doch mehr als ein Mensch. Jesus hat das nicht gelehrt; aber auch nach der synoptischen Über-

lieferung lebte er in diesem Bewußtsein: wenn er die Großen seines Volkes, Propheten und Könige, nannte, so stellte er sie eine Stufe unter sich: hier ist mehr als Jonas, mehr als David, mehr als Salomo. Aber wenn er den Vater nannte, dann stellte er sich neben ihn: niemand kennt den Sohn, denn nur der Vater, und niemand kennt den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren.

So lebte der Herr in der Erinnerung der Urchristenheit. War nun Paulus der Dichter eines Mythos, wenn er in Christo nicht nur einen Menschen, sondern Gottes Sohn sah? Gewiß, Paulus schilderte nicht, was Jesus war; er formulierte ein Urteil über die Bedeutung dieses Mannes. Aber sein Urteil gründete auf der sicheren Tatsache, daß man Jesus nicht messen kann mit dem Maß der Menschen, auch nicht der Größten auf Erden: er reicht über alle hinaus.

Und nun das Werk Jesu.

Man sagt wohl: Paulus hat den Mythos von dem Erlösungswerk gestaltet, den großen Mythos von dem einen und dem anderen Adam, dem einen, in dem sie alle sterben, und dem andern, in dem sie alle leben. In Christo kommt Gott herein in diese Welt, daß er als der andere Adam das Werk des ersten Adam wieder aufhöbe und in seinem Tod dem Tode die Macht nähme und durch sein Leben das Leben und die Unvergänglichkeit an das Licht brächte. Dagegen soll Jesus nur der Lehrer persönlicher Frömmigkeit gewesen sein. Der Erlösungsgedanke war ihm so fremd, daß er nicht einmal den Anspruch, der Israel verheißene Messias zu sein, wirklich erhob. So verschieden waren sie. Denn Paulus betrachtete die ganze Weltentwicklung unter der mythischen Vorstellung

einer Heilsgeschichte, und Jesus war bloßer Individualist.

Ist das Letztere richtig? Eines ist sofort klar: nicht erst durch Paulus ist das Christentum zur Erlösungsreligion geworden. Vor diesem törichtem Gedanken hätte Jesus schon das Vaterunser allein schützen sollen, diese Kristallisierung des Erlösungsgedankens. Aber auch sonst läßt er sich aus der synoptischen Überlieferung nicht ausscheiden, ohne sie ganz zu zerstören. Nach ihr dachte Jesus — nicht minder als Paulus — in heilsgeschichtlichen Kategorien: das Gesetz, die Propheten und das Himmelreich sind für ihn die Epochen der Heilsgeschichte. Zur Erfüllung aber kommt dieses in Jesu selbst. Ich halte den skeptischen Zweifel daran, ob Jesus sich als den Messias Israels betrachtete, für historisch unbegründet. Aber mag man es bezweifeln; auch dadurch wird die Tatsache nicht erschüttert, daß Jesus sich selbst als den Mann betrachtete, an dem das Schicksal des einzelnen und der Welt sich entscheidet. Das sprach er mit der schroffsten Entschiedenheit in immer neuen Formen aus. Das „um meinetwillen“ gibt dem Handeln und Leiden seinen Wert: Matth. 5, 11: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen“, 10, 18: „wenn sie euch vor Fürsten und Könige stellen um meinetwillen“, 10, 22: „hassen um meinetwillen“, 16, 25: „Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden“. Aller Gegensatz wächst sich schließlich dahin aus, daß es Gegensatz wird gegen ihn, und alle Pflicht auf Erden wächst sich schließlich dahin aus, daß sie Anhänglichkeit ist an ihn. — „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert.“ Wer kann es wagen, ein solches Wort auszusprechen? Die Urpflicht

des Menschen ist in den Worten: Vater und Kind gegeben. Und sie soll nichts bedeuten gegenüber der Liebe zu Jesus? Wenn der Sohn den Leichnam des Vaters begraben will, sagt ihm Jesus: „Laß die Toten ihre Toten begraben, du komm und folge mir nach!“ Die Sorge für den Leichnam des Vaters ist die elementarste Pietät. Aber auch sie gilt nichts gegenüber der Nachfolge Jesu. Denn ihn annehmen, ihm folgen ist die absolute Pflicht. So betrachtete Jesus seine Stellung unter den Menschen, und danach wertete er alle. Allen Propheten stellte er Johannes den Täufer voran: unter denen, die vom Weibe geboren sind, ist kein größerer aufgestanden als er, Matth. 11, 11. Man möchte fragen: was war denn Johannes, dieser Mann mit einem einzigen Gedanken, gegenüber einem Propheten wie Deuterojesaias? Aber eines hatte er vor ihm voraus: daß er sprechen konnte: „Siehe, das ist Gottes Lamm“, und dies eine stellte ihn an die Spitze aller Propheten. Aber seine ganze Größe zerging in nichts gegenüber dem Kleinsten im Himmelreich. Denn wer so klein ist im Himmelreich wie die Sünderin, die Jesu Füße wusch, hat das vor ihm voraus, daß er nichts ist neben Jesu, daß er sich mit allem seinem Sinnen und Denken, mit aller seiner Sünde und Not in ihn birgt. Deshalb ist er größer als Johannes der Täufer. Denn er besitzt in Jesu die Erlösung, das ewige Heil.

Weil Jesus sich so betrachtete, hatte es einen Sinn daß er mit der Verkündigung auftrat: Die Zeit ist erfüllt, Mark. 1, 15. Und wenn Paulus seine Bedeutung in die Formel faßt: Er ist der zweite Adam; mit seinem Auftreten ist der Aon des ersten Adam abgelaufen, ein neuer Aon ist angebrochen, für den nicht mehr die Sünde maßgebend ist, sondern die Gerechtigkeit und der Friede

mit Gott, — hat er dann Jesum verstanden? oder haben wir Ursache, kopfschüttelnd zu urteilen: Die große Kunst hat ihn rasend gemacht?

Pauli Beurteilung des Werkes Jesu hatte ihre Unterlage an seinem Urteil über die Welt: sie ist geknechtet durch die Sünde; weil Jesus durch sein Leben und Sterben die Sündenmacht gebrochen hat, ist er der Führer der neuen Menschheit, der Erlöser. Daß auch Jesus die Welt als im Argen liegend betrachtete, und daß er sich bewußt war, es sei sein Beruf, Sünder zu suchen und selig zu machen, das braucht man nicht lange darzulegen; denn das weiß jedes Kind. Aber hat er auch seinen Tod in ähnlicher Weise betrachtet wie Paulus?

Es ist gar kein Zweifel: Jesus hat kaum je in den Kategorien des Paulus von seinem Tod geredet. Wenn er davon sprach, beherrschten ihn zwei Gedanken, ein doppeltes Muß. Einmal das Muß der Sünde. Da sie ihn nicht hören, so muß die Sünde sich auswachsen, bis sie ihn töten. Und dann das Muß der Pflicht, das Muß seiner Berufspflicht. Er muß sterben. Warum? Paulus sagt: „Damit wir mit Gott versöhnt würden durch den Tod seines Sohnes“, Röm. 5, 10. Wie dachte der Herr?

Es ist manchmal gut, wenn man sich Torheiten vergewärtigt. Fragen wir: mußte Jesus sterben nach dem gewöhnlichen Sinn des Wortes, d. h. war sein Tod ein Verhängnis, dem er sich nicht entziehen konnte? Niemand wird zweifeln, daß es äußerlich möglich war, daß er sich dem Tode entzog. Er hatte Anhänger genug, die ihn verbergen konnten. Und konnte er nicht tun, was Judas von Gamala tat? Er, der mit seinem Wort die Menschen beherrschte wie kein zweiter, konnte vor das Volk treten und es aufrufen zum heiligen Krieg. Die

ihn eben mit Hosianna begrüßt hatten, waren bereit, einem solchen Ruf zu folgen. Und wer kann dann den Ausgang vermuten? Aber es ist Torheit, so zu reden. Denn so konnte er nicht handeln. Denn damit wäre sein Werk vernichtet worden — von ihm selbst. Wenn der Prophet feige geflüchtet wäre vor dem Tod, wer hätte ihm noch geglaubt? Und wenn der Bote Gottes Aufruhr und Blutvergießen verkündigt hätte, — im Blutstrom wäre sein Werk zugrunde gegangen. Und die Welt hätte Gott nicht gefunden, die Sünder wären nicht für Gott wiedergewonnen worden; es gäbe kein Evangelium und kein Christentum in der Welt. Deshalb mußte Jesus sterben, von niemand gezwungen als von sich selbst, sein Tod war mehr als ein Martyrium; in ihm vollendete er seinen Beruf.

Bekennt die christliche Kirche, daß auf dem Tode Jesu unser Heil, unsere Erlösung, unsere Versöhnung mit Gott beruht, so spricht sie — das folgt aus dem Gesagten — nicht theologische Reflexionen aus, die in allerlei jüdischen Vorstellungen wurzeln, sondern sie nennt eine Tatsache; aber diese Tatsache ist so hart und unumstößlich, wie irgendein historisches Faktum. Und der Notwendigkeit dieser Tatsache war niemand sich so klar bewußt als Jesus selbst. Rang Paulus darnach, den Wert dieser Tatsache in scharfen Formeln auszusprechen, dann setzte er nicht an Stelle des historischen Jesus ein mythisches Phantasiebild, sondern er bewies, daß er Jesus und seinen Tod verstanden hatte. Wir aber brauchen nicht Paulus zu lassen, um Jesus zu finden.

Noch ein Wort über den letzten Punkt: die Frömmigkeit Jesu und die Frömmigkeit Pauli. Stehen sie einander gegenüber wie Entweder — Oder, oder hat Paulus sein Licht an dem Jesu angezündet?

Was Jesu Frömmigkeit war, läßt sich mit einem Worte sagen: Leben in Gott. Alles, was in den Evangelien uns von ihm bezeugt wird, ist ein Beleg dafür. Er findet den Vater in allem: Im Heiligtum seines Volkes und im Wort der Propheten, aber auch in der Welt; die Blumen des Feldes, die Vögel unter dem Himmel, das Wehen des Sturmes und das Rauschen des Meeres: alles kündet ihm Gott. Er sucht ihn nicht dort, er hat ihn. Drum geht er jeden Schritt, den er tut, mit Gott. Das bleibt sich gleich, von jenem ersten „Ich muß sein in dem, das meines Vaters ist“ bis zu dem letzten, da er seine Seele in des Vaters Hände gibt; nie ein Schwanken, ein Zweifeln, eine Unsicherheit. Wenn ihn alle verlassen, so weiß er: Ich bin nicht allein; Er, der der ganzen Welt sich gegenüberstellen konnte, hat des Vaters Willen gegenüber keinen eignen Willen. Man kann nicht sagen: er bringt seinen Willen dem Vater zum Opfer. Denn es versteht sich für ihn von selbst: „Ist es dein Wille, Vater, so geschehe es“.

Das war Jesu Frömmigkeit. Die sollen wir von ihm lernen.

Es ist nun sofort klar, daß Pauli Frömmigkeit einen Ton mehr hatte: den Bezug auf die Sünde. Das brauche ich nach dem vorhin Gesagten nicht zu wiederholen. Aber gerade darin kommt die Gleichheit seiner Frömmigkeit mit der Jesu zutage, daß sie das Bewußtsein der Sünde nur als neutralisiertes Element in sich hatte. Was Jesus lebte, das zu erreichen rang Paulus. Liest man seine Worte: Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal, oder Angst, oder Verfolgung, oder Hunger, oder Blöße, oder Fährlichkeit, oder Schwert? Wie geschrieben steht: Um deinetwillen werden wir getötet den ganzen

Tag. Und hört man ihn bekennen: Das Gute, das ich will, das tue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich. Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes? so ahnt man, wie schwer es ihm geworden ist, das Ziel zu erreichen. Aber vernimmt man dann wieder seine Aufforderung: Nun wir denn sind gerecht worden durch den Glauben, so laßt uns Frieden haben mit Gott, und sein zuversichtliches Siegeslied: Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentum noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserem Herrn, dann freut man sich, daß wir Zeuge dessen sein dürfen, daß er nicht umsonst gerungen hat.

Er ist ans Ziel gekommen. Die alten Musiker hatten eine Regel, die ganz verständig war: In fine cernitur cuius toni. Man kann sie auf das Menschenleben anwenden: im Angesicht des Todes kommt zutage, auf welchen Ton es gestimmt war. Wie Paulus im Angesicht des Todes dachte und empfand, wissen wir aus dem Philipperbrief: Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn. Da aber im Fleische leben dient, mehr Frucht zu schaffen, so weiß ich nicht, welches ich erwählen soll. Denn es liegt mir beides hart an: ich habe Lust abzuschneiden und mit Christo zu sein; denn das wäre viel besser. Aber es ist nötiger im Fleische zu bleiben, um eurentwillen. Das sind die Worte eines Mannes, dessen Leben hier schon zur Gemeinschaft mit Gott geworden war. Das ist die Frömmigkeit Jesu im Herzen des Paulus. Der Ton ist verschieden, aber der Gehalt ist der gleiche.

Jesus und Paulus. Wir wollen den Unterschied zwischen beiden nicht verkleinern; er ist vorhanden. Aber wir wollen nicht das Bild beider verzerren, um aus dem Unterschied einen Gegensatz zu machen. Auf Jesus und Paulus hat die Christenheit bisher gehört; auf beide wird sie auch fernerhin hören und so gefestigt werden in der Wahrheit.

Jesus in seinem Denken und Fühlen.

Joh. 12, V. 20—24.

„Wir wollten Jesus gerne sehen!“ ein Wort von Fremden, die nach Jerusalem gekommen waren, nicht um Jesus zu suchen, sondern um des jüdischen Gottesdienstes willen, und die in Jerusalem das gefunden hatten, was sie nicht erwartet, das Wort von Jesus. Können auch wir noch sprechen: „Wir wollten Jesus gerne sehen!“? Genau genommen, müssen wir es sprechen können. So wie die Griechen ihn damals sehen wollten, so können wir ihn nicht sehen und werden wir ihn nicht sehen, aber das, was er ist, seine Person, das, was ihn erfüllt, seine Gesinnung, das, was er uns gebracht hat, sein Wort, das können wir kennen lernen und können wir geistig sehen, wie es die Griechen gesehen haben, und wenn wir es nicht sehen, dann haben wir das nicht, was er uns gebracht hat, was er uns bringen wollte. Wir wollen ihn kennen.

Wer einen Menschen kennen lernen will, dem genügt es nicht, daß er sein Äußeres kennt. Gewiß, der Körper ist der Spiegel der Seele, und aus den Zügen, aus dem Ton der Stimme, aus der ganzen Art und Weise, wie einer sich gibt, schließen wir alle unwillkürlich auf das, was der Mensch ist; wir schließen unwillkürlich darauf und — wir täuschen uns oft. Der Körper ist der Spiegel der Seele, aber er ist ein vielfach trügerischer Spiegel.

Wollen wir einen Menschen kennen lernen, so müssen wir mehr kennen als sein Aussehen und Benehmen. Wir müssen auch das kennen, was er getan hat, was er empfindet, will und sagt. Die Handlungen, die Worte, die Gedanken, sie sind mehr als ein Spiegel der Seele; sie sind Äußerungen dessen, was im Menschen vorhanden ist sind Äußerungen, doch aber wieder nur Teiläußerungen. Wer nur dasjenige kennt, was ein anderer getan hat, nur dasjenige, was ein anderer gelebt hat, kennt dann wohl die Wirkungen, die von der Person ausgegangen sind, aber er kennt nicht sie selbst. Nur dann kennen wir die Menschen, wenn wir mehr wissen, als um ihre Handlungen, Taten und Worte. Nur dann kennen wir sie, wenn wir auch wissen, wie sie denken und fühlen, und wenn wir darum auch wissen, warum sie handeln. Wir müssen die in der Seele verborgenen Wurzeln ihrer Taten und Handlungen kennen lernen. Und indem ich dies sage, erhebt sich sofort die Frage: Können wir in diesem Sinne Jesum kennen? Gibt es für uns eine Antwort auf die Bitte: Wir möchten ihn gerne sehen! eine Antwort, die sich auf das bezieht, woran ich eben erinnerte?

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß wir von Jesus zuverlässige Kunde eigentlich nur aus den Evangelien haben, und daß unsere Evangelien rund hundert Oktavseiten einnehmen, wenn man sich ferner vergegenwärtigt, daß in den Evangelien eine Menge Parallelstellen stehen, die man in Abzug bringen muß, und vieles, was sich nicht auf das bezieht, was Jesus war, dann kommt man darauf, daß wir ungefähr 25 oder 30 Seiten Bericht von Jesus haben. Das ist ungefähr soviel, wie der Inhalt von zwei Predigten ausmacht, das heißt unendlich wenig. Aber sobald man dann anfängt zu lesen und sich das

Gelesene zu vergegenwärtigen, dann findet man, daß diese geringe Überlieferung ganz unvergleichlich reich ist an Gehalt, und daß sie uns einen Blick tun läßt nicht nur auf das, was Jesus erlebte und nicht nur auf das, was Jesus lehrte und sagte, auf das, was er tat, sondern daß wir hier Berichte vor uns haben, die uns hineinführen in das, was er gewesen ist, die uns eine Antwort verheißen auf die Frage: Können wir ihn sehen, können wir ihn kennen? so daß wir mehr als nur einen Bericht seiner Taten kennen, so daß er selbst, seine Person uns dadurch nahekommt. So können wir es versuchen, eine Antwort zu geben aus den Quellen, die wir haben, können versuchen, ein Bild zu zeichnen, wie wir es uns wünschen.

Aber sobald wir es versuchen, machen wir eine neue Erfahrung: Jesu Leben ging auf in Reden, und die Berichte der Evangelien sind vornehmlich Zeugnisse von dem, was er geredet hat. Und von sich selbst spricht Jesus unendlich wenig, ganz unendlich wenig. Wenn man die Synoptiker durchliest, dann haben wir nur ein paar Stellen, aus denen wir direkt entnehmen können, was in Jesus vorging: das Wort des Zwölfjährigen: Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist. Das handelt von ihm, von dem, was er sein muß; und ähnlich ist das bekannte Gebet, Matthäus 11, in dem der Herr dem Vater dankt, daß er es den Unmündigen geoffenbart hat, und in dem er in der Freude darüber, daß es so ist, den Blick hinausgehen läßt in seine Gemeinschaft mit dem Vater: Niemand kennt den Sohn, denn nur der Vater, und niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren. Gewiß, im Johannis-Evangelium finden sich mehr derartige Stellen, die uns einen Blick tun lassen in das, was im Herrn vorgegangen ist,

aber allzu zahlreich sind sie auch nicht. Im wesentlichen ist es das 17. Kapitel des Johannis-Evangeliums, jenes Gebet, das der Herr sprach vor seinem Hingang zum Vater. In dem allen aber wird uns nun eines nicht gezeigt: unsere Evangelien geben uns keine Auskunft darüber, wie die Gesinnung Jesu geworden ist. Das ist der große Unterschied von den Berichten über andere Männer. Ein seinerzeit berühmter Naturforscher, der als Naturforscher so gut wie vergessen ist, dessen Gedächtnis aber fortlebt als eines christlichen Schriftstellers, gab seiner Selbstbiographie den Titel: Erwerb aus einem vergangenen und Erwartung eines zukünftigen Lebens. Der Titel zeigt, was er in seiner Selbstbiographie darlegen wollte: das, was er innerlich durchlebt hatte, bis er durch das Leben, das hinter ihm lag, reif geworden war für das Leben, das noch vor dem alten Manne lag. Was die Evangelien uns darbieten, ist keine Parallele hierzu. Sie geben uns nur oder fast nur Äußerungen, die der Herr tat, und die er tat im Zusammenhange mit demjenigen, was er lehrte, im Zusammenhange mit demjenigen, was er darbot zur Rettung der Seelen. Alles, was wir über das, was der Herr gewesen ist, wissen, erfahren wir im Zusammenhange mit dem, was er gewirkt hat, was er getan hat. Ich will nun hier ganz absehen von dem Inhalte der Heilspredigt Jesu als solcher, wenn ich von dem Herrn in seinem Denken und Fühlen reden will; der Inhalt der Heilspredigt ist zu gewaltig, als daß man ihn in einer Stunde erschöpfen könnte, und ist dem Christen im allgemeinen ja bekannt. Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf das Geringere richten: Können wir auch etwas darüber wahrnehmen, wie Jesus die Gedanken seiner Heilspredigt aufbaute, was der Untergrund gewesen ist, auf dem er dieses Bauwerk errichtete, und was die Mittel ge-

wesen sind, die er dazu benutzte, um das, was er sagte, gerade seinen Zeitgenossen nahezubringen? Noch an ein anderes muß ich aber erinnern: Das, was Jesus sagt, steht im Zusammenhange mit seiner Heilspredigt. Die Heilspredigt ist ja das große Werk des Herrn. Wenn wir von bedeutenden Männern hören, von solchen, die etwas geleistet haben, dann nimmt die Betrachtung dessen, was sie geplant und dessen, was sie beabsichtigt haben, immer einen recht weiten Raum ein, denn aus dem Plane erwächst nach und nach die Tat. Wir würden Bismarck nicht verstehen, das, was er geleistet hat, nicht erfassen, wenn wir nicht auch wüßten, was er geplant hat, wie seine Pläne allmählich ausgereift sind, wie sich die Ziele klärten, so daß endlich, als der Moment zum Handeln kam, der Plan fertig war. Von alledem hören wir in den Evangelien nichts. Sie geben uns nicht Auskunft über die Pläne Jesu. Man hat im achtzehnten Jahrhundert, wo man manches wissen wollte, was man nicht wissen kann, es als eine Aufgabe der Theologie betrachtet, vom Plane Jesu und seiner Jünger zu reden, und ist dabei in die schlimmsten Phantasien gekommen. Jesus spricht von dem, was er erwartet, er spricht von dem, das über ihn kommen wird und dem er sich fügt, aber nicht von dem, was er plant. Auch hier geben die Quellen, die wir haben, eine Anschauung, die nicht völlig unserer Kenntnis von anderen Männern gleichgestellt werden kann.

Jedes Menschenleben vollzieht sich in Schwankungen, das heißt in dem Wechsel von falschen Schritten und richtigen Schritten, in dem Wechsel von Sünde und Reue und Sinnesänderung; und das wiederholt sich nicht einmal, sondern darin vollzieht sich das ganze Leben der Christen und Nichtchristen bis zum Ende; diese Bewegung ist cha-

rafferistisch für das Menschenleben, ihr kann sich keiner entziehen. Die Selbstbiographie, die uns einführt in die Entwicklung der bedeutenden Männer, wird deshalb zum großen Teile abrechnen mit ihrer Vergangenheit. In der ältesten Selbstbiographie, den Konfessionen Augustins beherrscht dieser Gesichtspunkt alles. Aber von all diesen Schwankungen und Wellenbewegungen ist beim Herrn niemals die Rede. Er blickt nie so auf das vergangene Leben zurück, daß ihn das, was er früher tat, irgendwie reute. Das Vergangene ist vergangen, aber Anlaß zum Selbstgericht bietet es nicht, und wie keinen Anlaß zum Selbstgericht, so bietet es auch keinen Anlaß zu der Bitte um Vergebung.

Der Herr geht aus dieser Welt mit der Bitte: Vergib ihnen! aber nicht mit der Bitte: Vergib mir! Das mag erwähnt werden, denn darin liegt nicht nur die Eigenart unserer Quellen, sondern auch der Person, von der sie zeugen. Wir können sie nicht ganz mit dem gewöhnlichen Maße messen, sondern müssen uns vergegenwärtigen, daß wir einem Manne gegenüberstehen, der etwas für sich war, in vieler Hinsicht anders, als die Menschen, wie wir sie sonst kennen, und bei dem wir nicht alles finden, was wir sonst bei den Menschen entdecken. Es herrscht bei ihm eine Stetigkeit des Lebens in Gott, wie sie sonst nicht gefunden wird, soweit wir irgend die Geschichte der Menschheit verfolgen können, und ebenso ist es in manchem anderen Punkt.

Treten wir nun der Frage näher: Was ist der Inhalt der Gedanken, in denen Jesus lebte, soweit sie nicht direkt Heilspredigt sind?

Jesus, das ist ein Satz, den jeder wohl zugeben wird, ist eine ausschließlich religiös gerichtete Persönlichkeit gewesen. Wenn man das sagt, so erwartet man beim

Herrn Einheitlichkeit der Gedankenwelt, in der er lebte, aber wie Einheitlichkeit, so auch eine gewisse Einförmigkeit. Wo nur das Religiöse gilt, da ist man gefaßt auf eine gewisse Abkehr von dem Wirklichen und einseitigen Hinblick auf das andere Leben. Bei den großen religiösen Charakteren findet man das leicht. Man braucht sich nur den Meister Eckart zu vergegenwärtigen: er beobachtet unausgesetzt das, was in der Seele, was zwischen der Seele und Gott vorgeht, und er reflektiert über das, was zwischen der Seele und Gott vorgeht. Aber wenn man darauf blickt, dann sinkt die Außenwelt herunter unter den Gesichtskreis, da sehen wir sie nur wie aus der Ferne kümmerlich schimmern. Wollte man Jesus an diesem Maße messen, dann würde man über das, was die Evangelien aus seiner Gedankenwelt uns berichten, sehr erstaunen, denn nach dem, was sie uns davon sagen, gab es kaum einen weltoffeneren Mann als ihn, einen Mann, der ein so offenes Auge, eine so offene Empfänglichkeit für jeden Eindruck hatte, wie er. So kurz, wie ich vorhin erinnerte, im wesentlichen die Berichte sind, die wir über Jesus und seine Worte besitzen, man könnte es wagen, die Kulturverhältnisse, die sittlichen Verhältnisse, sogar die wirtschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit mit seinen Worten zu schildern. Dieser Prediger des Himmelreichs hat ein offenes Auge für alles: das gilt zunächst für die Natur, die ihn umgab. Der Herr sieht nicht nur, daß Sonne und Mond aufgehen, sondern er beobachtet auch den Sonnenaufgang. Es ist ihm die Bemerkung gegenwärtig, daß die Farbe des Himmels beim Sonnenauf- und -untergang an einem Tage so, am anderen Tage anders ist. Er weiß und beobachtet, daß Sonnenschein und Regen abwechseln. Das alles sind ihm gegenwärtige Bilder,

und er kennt auch die Gewalt des Sturmes und des mit einem Male im Orient entfesselten Platzregens, der den Sand hinwegfegt, Häuser zum Einsturz bringt und die Flüsse anders laufen läßt. Und wie er diese Dinge betrachtet, so beobachtet er das Wachsen und Gedeihen der Pflanzenwelt bis ins einzelne: wie aus dem Samen zuerst der Keim sich entwickelt, wie der Keim ausschlägt, wie die Blätter werden und wie die Ähre heranreift. Das hat ihm niemand erzählt, er hat es gesehen. Nicht minder achtet er auch auf den Gesamteindruck; er schaut die Flur, wie sie reich geschmückt ist mit Blumen. Er vergleicht die Farbe des Purpurs mit der der Blume, und er findet sie viel reizvoller. Er achtet auf die Bestellung des Feldes. Der Mensch treibt sein Ackerwerk, dann schläft er, und während er schläft, keimt die Saat, und endlich bemerkt er, sie ist reif; er schickt den Schnitter hin, daß er die Ernte einhole. Er achtet auch auf die Bebauung des Weinberges: nur die angestrengteste Arbeit zwingt ihm den Ertrag ab. Das sind lauter Bilder aus der Natur.

Ich habe nur ein paar Seiten erwähnt, sie sind aber viel zahlreicher. Viel mehr als die tote Natur beachtet der Herr die lebende. Er sieht die Vögel unter dem Himmel, die nicht säen und nicht ernten, und doch den Tisch gedeckt finden, die Spaken, die auf den Dächern zwitschern, von denen einer tot herunterfällt. Er gibt acht darauf, wie der Hirte mit der Herde in der Wüste ist. Das alles steht ihm vor der Seele, das alles hat er im Bilde vor sich, so daß er uns wieder Bilder zeichnen kann von einer vollendeten Feinheit. Man meint oft, man stehe einem Werke des Goldarbeiters gegenüber, so plastisch und fein abgerundet sind die Bilder, die wir hier finden. Und nun vollends die Gleichnisse aus dem Menschenleben.

Wieder ist die Anschauung des Herrn um einen Grad wärmer, wenn er uns das Verhältniß von Mensch zu Mensch zeichnet. Das Selbstverständliche, daß der Vater seinem Sohne eine gute Gabe gibt, daß, wenn der Sohn um Brot bittet, er Brot erhält und nicht einen Stein, zeigt er uns; oder er malt uns Vater und Kind bei Nacht. Das Kind liegt schlafend auf dem gleichen Lager, und der Vater hat Bedenken aufzustehen und das Kind zu wecken. Wie ist das aus dem Leben gegriffen! Daneben die Kinder, die auf der Gasse spielen, sie haben sich müde gespielt, und nun sind sie übellaunig und fangen an gegeneinander zu klagen: Wir haben euch gepffiffen, und ihr wolltet nicht tanzen, wir haben geklagt und ihr wolltet nicht weinen, — — echte Kinderart. Wie die Kinder, so beobachtet er die Großen. Er sieht die armen Leute vor sich: die Sklaven, die sich untereinander schimpfen, und die Lohnarbeiter, die sich gegenseitig ihren Lohn nicht gönnen. Er beobachtet die reichen Leute, die mit langen Gewändern umhergehen und im Königshause verkehren, die ernstlich darauf sehen, daß ihnen der richtige Titel nicht versagt wird, und daß sie den richtigen Platz am Tische bekommen. Und er beobachtet das sittliche Leben der Menschen. Er kennt recht gut die Liebe in der Welt. Auch die Zöllner lieben diejenigen, die sie lieb haben, auch die Zöllner sind denen freundlich, die ihnen freundlich sind. Er weiß aber auch, daß bei dem allen die Menschen doch alles andere als vollkommen sind. Er weiß, Opfer werden dargebracht, aber der mit seiner Gabe zum Altar kommt, der hat sich eben mit seinem Nächsten gestritten, und geht voll Feindseligkeit an den Ort des Friedens. Er weiß, daß die Frommen fasten, aber daß man das auch zeigt in der Miene, die man

aufseht, damit es die anderen auch wissen. Er kennt es auch, daß die Gabe, die dargebracht wird, so dargebracht wird, daß es die Menschen sehen. So überblickt er das menschliche Leben nach den verschiedensten Seiten, nach den Seiten, die glänzend sind, und nicht minder nach den Seiten, die schier komisch sind, nach den Seiten, die betäubend sind für jeden, der ein Freund der Menschen ist, und der das Beste der Menschheit will. Dieses ganze Leben steht ihm vor Augen bis hinein in die wirtschaftlichen Verhältnisse. Der eine arbeitet mit eigenem Gelde, einem anderen ist dasjenige, womit er arbeitet, geliehen. Dabei hat der eine Gewinn von seiner Arbeit, und ein anderer nicht, und ein dritter ist mit seiner Situation nicht zufrieden und tut nichts. Wenn man sagt, der Herr ist ein wesentlich religiöser Charakter, so scheint darin zu liegen, daß Dinge, die rein in dieser Welt sind, ihn wenig oder gar nicht interessiert haben. Das ist auch oft genug als Vorwurf gesagt worden: Er ist so einseitig, daß er für die wirtschaftlichen und politischen Dinge kein Interesse hat. Ganz richtig ist auch das Letztere nicht. Einer der allerwichtigsten politischen Grundsätze stammt von Jesus: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist! Leopold von Ranke hat in seiner Weltgeschichte die Bedeutung dieses Grundsatzes energisch hervorgehoben. Also, es fehlte diesem Manne der Blick für das Politische nicht, auch nicht der Blick für die Zeitpolitik. Den Herodes, einen sehr zweifelhaften Fürsten, hat er mit dem geringen Ehrentitel: „Dieser Fuchs“ belegt, also sich auch ein Urteil über politische Größen erlaubt. Auch hat er nicht nur auf die politischen Vorgänge der nächsten Nähe geachtet, sondern von ihnen weg lenkte er seinen Blick auf die Be-

wegungen im großen Getriebe der Welt. Wir wissen, wie die Zukunftsgedanken des Herrn eng verknüpft sind mit der Erwartung von politischen Ereignissen, mit der Voraussicht des Zusammenstoßens der Völkerschaften und dergleichen mehr.

Ich habe nicht entfernt an alles erinnert, woran erinnert werden könnte, aber mich dünkt, schon das Gesagte wird genügen, um den Satz zu beweisen, daß der Herr in der That nicht, was man so sagt, ein weltfremder Mensch gewesen ist. Im Gegenteil, es hat in seiner Zeit schwerlich einen Menschen gegeben, der ein so offenes Auge für die Welt gehabt hat, der die Erscheinungen so objektiv aufzufassen imstande war, wie er, und der, wenn er urteilte, ein so treffendes Urteil über sie hatte, wie er. Das ist eine Seite des Herrn, die wie mir scheint, oft zu kurz kommt. Deshalb mag es gut sein, wenn man einmal an diese Seite erinnert, wenn man daran erinnert, daß derjenige dem Vorbilde des Herrn nicht nachfolgt, der seine beiden Augen zumacht, um nichts zu sehen. Wer so tut, verengt sich selbst in einer Weise, die für ihn vom Übel ist. Es ist recht, die Augen aufzumachen für das, was uns umgibt. Nun wird man aber doch urteilen müssen: das, was ich eben gesagt habe, zugegeben, ist das nun schon Kenntniss dessen, was Jesús dachte? Und Sie werden wahrscheinlich antworten: Etwas ganz Eigenartiges haben wir darin doch noch nicht gefunden, können wir darin nicht finden. Wenn Sie so antworten, haben Sie recht. Dasjenige, was ich zur Charakteristik dessen, wie Jesús dachte, bisher hervorgehoben habe, das ist etwas allgemein Menschliches, gewiß bei ihm reiner und vollkommener vorhanden, als bei den meisten anderen Menschen, aber ein Stück davon ist bei allen vorhanden.

Die Bilder sind vielleicht getrübt, sind unrichtiger, der Kreis ist enger, aber etwas davon, daß wir die Außenwelt aufnehmen und daß das, was wir sehen, ein Stück von uns wird, worüber wir reden, ist bei allen vorhanden.

Wenn Jesus nur dies hätte, würde er vielleicht größer als die anderen sein, aber zwischen dieser Rezeptivität und dem, was den Gehalt seines Wesens ausmachte, wäre kaum ein Zusammenhang. Wo ist der Zusammenhang? Die Antwort hierauf ist nicht schwierig; Sie haben sich wahrscheinlich alle die Antwort schon gegeben. Der Herr blickte in die ganze Welt hinein, in das Naturleben, wie in das Menschenleben, aber er blickt hinein eben mit seinen Augen. Hier kommt der Punkt in Betracht, an den ich vorhin erinnerte, daß das, was Jesus war, den Untergrund bildet für sein ganzes Leben; und das, was er war, geht schließlich darauf zurück, daß er in der stetigen Gemeinschaft mit seinem Vater lebte. Das ist der Gedanke, der im Johannis-Evangelium gezeigt wird. Aber dieser im Johannis-Evangelium in eigenartiger Weise gezeigte Gedanke ist in den Synoptikern auch vorhanden, ist bei ihnen nicht minder klar vorhanden und ausgesprochen, wie im Johannis-Evangelium. Es gibt im Leben des Herrn keinen Moment, wo er allein wäre. Er war oft genug allein; wir hören wohl, daß er die Jünger antrieb, über den See zu fahren, und er blieb am Ufer allein, schließlich sagt er ihnen sogar, daß sie ihn verlassen werden, aber allein ist er nie, denn der Vater ist stets bei ihm. Das ist das Bewußtsein, in dem er lebte, das Bewußtsein, das sich darin beweist, daß sein Leben ein Gebetsleben ist. Wir hören wenig von der Art und Weise, wie er gebetet hat, es sind nur ein paar Stellen. Auch das Vaterunser kann man nicht heranziehen, denn das hat er

seine Jünger nur beten gelehrt; aber die Tatsache, daß sein ganzes Leben ein Gebetsleben war, steht fest. Von diesem Gesichtspunkte ist seine ganze Welt- und Menschenbetrachtung beherrscht, und von diesem Gesichtspunkte aus erhält sie ihre Eigenart, erhält sie das, was sich beim Herrn findet, und bei anderen vor ihm und nach ihm nie in dieser Weise sich gefunden hat. Er kennt den Sonnenschein und den Regen, aber der Vater im Himmel läßt seine Sonne scheinen über Gute und Böse und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Er kennt die Sorglosigkeit der Vögel und sagt: Euer himmlischer Vater nähret sie doch. Er kennt die Schönheit der Blume. Gott kleidet sie so, und dieser Gedanke setzt sich fort auch bei der Betrachtung des menschlichen Lebens. Auch da ist alles gesehen durch das Auge, das überall Gott findet. Die Eltern geben ihren Kindern gute Gaben, wievielmehr der Vater im Himmel. Die Menschen brauchen jeden Tag die Vergebung, und geben sie einander nicht. Euer Vater im Himmel, der gibt sie. Jede der Beobachtungen, die Jesús über das Leben macht, klingt aus in einen religiösen Ton, was eben das eigenartige in der Gedankenwelt, in der er lebte, ist. Er hat ein offenes Auge für alles, was ist, denn alles, was ist, ist gewissermaßen das Kleid Gottes, das Gott verhüllt, und das doch Gott zugleich zeigt. So verstehen wir, daß diese Beobachtung der Welt ihm das Mittel wird, um die Predigt vom Himmelreich seinen Zeitgenossen verständlich nahezu bringen, um auf diesem Wege sie dafür zu gewinnen, daß sie den Gott, den sie finden könnten, und den sie nicht gefunden haben, nun suchen und finden. Er leitet sie an, ihn zu sehen.

So nach der einen Seite die Gedankenwelt des Herrn, aber ich habe damit nur die eine Hälfte erwähnt. Jesús,

so können wir sagen, lebt in der ganzen Welt, es ist nichts auf der Welt ihm fremd, denn überall ist sie ihm Gottes Haus, das Haus, in dem der Vater wohnt und waltet, und alle Dinge in der Welt, von den Blumen auf den Feldern bis zu den Menschen, sind Hausgenossen im Hause Gottes. Das ist der Untergedanke für seine Predigt von Gott, aber es ist noch ein zweiter Untergedanke da. Dieser Punkt ist bekannt; ich kann deshalb über diesen Punkt mich viel kürzer fassen.

Wie Jesus in der Welt lebte, so lebte er auch in der Geschichte. Das unterscheidet ihn von unendlich vielen anderen, aber das charakterisiert wieder seine Gedankenwelt durchaus. Die Helden des Altertums, die Patriarchen, Abraham, Isaak, Jakob und die Propheten sind ihm nicht Namen ohne Gehalt, sondern sie sind für ihn Persönlichkeiten, so daß er mit ihnen geradezu lebte; das, was sich im Laufe der Heilsgeschichte ereignet hat, ist ihm so gegenwärtig, daß es seine Vorstellungen für die Gegenwart und Zukunft beherrscht. So lebt er in der Geschichte; wie seine Gedanken die Welt umspannen, die ist, so umspannen sie auch den Verlauf der Welt, der sich vollzieht. Darin liegt das Ungemessene, das uns in den Gedanken von Jesus entgegentritt. Sein Blick ist nicht beschränkt auf die Spanne von Zeit, die auf dieser Erde gerade gelebt wird, auf den engen Raum, in dem Menschen ihre engen Kreise ziehen, sondern hier ist eine umspannende Anschauung von Anfang bis Ende. Aber in seinem Leben in der Geschichte bemerken wir das gleiche wie vorhin, einen Unterschied gegenüber anderen. Jesus lebt nicht in der Geschichte wie ein nationalstolzer Römer, von jüdischem Nationalstolze hat niemand etwas bei ihm bemerkt, sondern er lebt in der Geschichte, indem er in ihr Gottes

Hand sieht. Hier ist alles so geleitet, daß es zum Besten dient, und daß das Ziel erreicht wird, dem er mit seiner Predigt vom Himmelreich dient. Denn das, was die Propheten verkündet haben, ist das, was er gebracht hat. Hier haben wir eine ähnliche umfassende Anschauung wie dort, und hier ist es noch leichter zu sehen, wie das, was den Herrn erfüllte, die Unterlage ist für seine Heilspredigt. Der Gedanke ist: Es ist für euch alles bereit. Ihr braucht nur die Augen zu öffnen für die Wege, die Gott mit euch gegangen ist, dann versteht ihr das Wort: Das Himmelreich ist da! dann versteht ihr, daß jetzt der Moment gekommen ist, den die Alten herbeisehnten, und dann ist nichts anderes nötig als *μετάνοια*, Sinnesänderung. So stellt Jesus den Menschen, der im Raum und in der Zeit lebt, diesen räumlich und zeitlich beengten Menschen, nicht gegenüber einem All, das er nicht kennt, und einem Verlaufe, der keinen Sinn hat, der sich zusammensetzt aus dem unveränderlichen Wechsel von Unglück und Not und von Glück, sondern Jesus stellt in dieser Betrachtung jeden Menschen Gott gegenüber. Darin liegt, daß er den Menschen in jedem Momente verantwortlich macht für das, was er erlebt, für das, was er denkt und tut. Denn wenn wir Gott gegenüber stehen, stehen wir stets einem Auge gegenüber, das uns offen anblickt. Darum dieses Dringen darauf, daß das Wort Gottes, das Wort des Evangeliums nicht ungehört verhallt und ungehört verklingt, denn in dem, was uns umgibt, ist Gott und handelt Gott mit uns. Das ist ein Stück von der Gedankenwelt, die der Heilsverkündigung des Herrn zugrunde liegt, die das Mittel war, um die Heilsverkündigung verständlich zu machen, mich dünkt, ein schier notwendiges Mittel dazu, ein Mittel, das uns nicht so fremd geworden sein sollte, als es zum Teil uns geworden ist.

Wie wir hineinblicken können in das Gedankenleben des Herrn, so können wir auch hineinblicken in sein Gefühlsleben. Ich weiß nicht, ob, indem ich das sage, Ihnen nicht vielleicht manche Bedenken kommen, ob die Frage nicht eine vorschnelle Frage zu sein scheint; aber ich finde, daß in dem Berichte der Evangelien gerade über das, was der Herr gefühlt, innerlich durchlebt hat, verhältnismäßig recht viel berichtet wird. Es ist nun bezeichnend: gewisse Gefühle hat der Herr, wenn ich so sagen darf, gehaßt; der Ausdruck ist vielleicht unrichtig. Gewisse Gefühle hat er überhaupt nicht aufkommen lassen wollen bei den Seinen; besonders zwei sind es. So und so oft hat der Herr gesagt: Sorget nicht! und so und so oft hat er gesagt: Fürchtet euch nicht! Nun brauche ich Sie gar nicht darauf hinzuweisen, daß das gerade die zwei auf Erden verbreitetsten Gefühle sind. Oh, wenn die Menschheit des Sorgens ledig wäre! Aber es gibt keinen, in dessen Haus die Sorge nicht Eingang findet, und dessen Herz die Sorge nicht quälte. Und wie die Sorge, so die Furcht. Die Furcht vor dem Unbekannten, das kommt. Die Unsicherheit der Existenz ist die Furcht, vor allen Dingen, was gerade jetzt viele Menschen gefangen hält, die Todesfurcht. Sie ist, genau genommen, das Törichtste, was es gibt, und zugleich das Verbreitetste. Man weiß, daß auch gescheite Menschen es nicht gern hören, wenn das Wort „Tod“ in ihrer Umgebung ausgesprochen wird. Das sind Gefühle, die der Herr bei den Seinen ausrotten will. Wer an ihn glaubt, ist ein Mensch, der das Furchtgefühl und das Sorgegefühl um das Nächste und Fernste, um das Kleine und Große nicht kennen soll!

Aber welche Gefühle kennt nun der Herr? Wenn ich mich nicht täusche, ist in den Evangelien kein Gefühl

so häufig von dem Herrn bezeugt als das Mitleid. Das kehrt an einer ganzen Menge von Stellen wieder. Er hat Mitleid mit dem Volke überhaupt, es erbarmt ihn des Volkes wie der Schafe, die keinen Hirten haben, und er hat Mitleid mit den armen Leuten, die mit ihm in die Wüste gegangen sind und die verschmachten müßten, wenn er sie nicht speiste. Er hat Mitleid um den verstorbenen Sohn mit der trauernden Mutter. So wird an den verschiedensten Stellen das Mitleid des Herrn erwähnt, ein Gefühl, das sich bei ihm so leicht auslöst, wie kaum ein zweites. Es ist charakteristisch für ihn, daß dieses Gefühl ihm das vertrauteste war, denn es liegt darin wieder, daß er nicht ein Optimist gewesen ist, der die Welt anders betrachtete, als sie war, und daß er das Dunkel in der Welt ebenso sah, wie das Licht. Daß er es sah, zeigt sich in dem Mitleide, das er hatte mit den geistig Armen, die den rechten Weg nicht finden, und mit den äußerlich Ärmeren und Leidenden, denen das genommen wird, was sie nicht meinen entbehren zu können. Aber es wäre irrig, wenn man annehmen würde, daß bei dem Herrn diese zarten Gefühle ausschließlich vorhanden sind. Wer das annimmt, kennt den Herrn nur halb. Neben dem Mitleid steht bei ihm als ein recht häufig vorkommendes Gefühl die Entrüstung, der Zorn; Entrüstung und Zorn nicht über das, was ihn persönlich betraf, sondern über das Unrecht, das er in der Welt sieht und das ihm den Weg durchkreuzt. Er ist ergrimmt und ruft sein Wehe über Chorazin und Bethsaida, über die Städte, in denen er eben gepredigt hat. Wehe! ruft er und ist empört über Phariseer und Schriftgelehrte, die nicht in das Himmelreich hineinkommen und den anderen den Weg verbauen, daß sie auch nicht hineinkommen können. Er

ist empört über die Unwahrhaftigkeit, die sich im Leben der Menschen beweist, daß man wohl das Gesetz im Munde führt, aber es dazu mißbraucht, den Willen Gottes zu übertreten. Es gibt so eine Menge Dinge, die seinen Zorn und seine Entrüstung hervorrufen. Diese Gefühle sind ihm nicht fremd; nur wenn er persönlich getroffen ist, dann zürnt er nicht. Er hat dem Petrus nicht gezürnt, daß er ihn verleugnete, und er hat dem Judas nicht gezürnt, daß er ihn verriet. Ihm hat er, als er ihn küßte, nicht ein Wehe zugerufen, sondern die Hand gereicht, um ihn zu retten: „Mein Freund, verrätst du des Menschen Sohn mit einem Kuß?“ Sein Zorn ist nicht gerichtet gegen diejenigen, die ihm persönlich wehe tun, sondern gegen diejenigen, die sein Werk hindern, weil sein Werk des Vaters Werk ist.

Es gibt eine Vorstufe des Mitleides, wenn man so will, und des Zornes. Das letztere ist sofort deutlich, wenn ein Gefühl von dem Herrn nicht selten erwähnt wird, das Gefühl der Verwunderung. Er verwundert sich, er, der alles sah, verwundert sich doch über die sittliche Haltung der Menschen; er verwundert sich über den Hauptmann von Kapernaum: solchen Glauben hatte er noch nie gefunden; und er verwundert sich über den Unglauben seiner Landsleute in Nazareth, die nicht an ihn glauben wollen. So geht das Wundern über das, was er sieht, durch das ganze Leben des Herrn hindurch. Woraus erklärt sich dieses Gefühl? Man wird sagen müssen, es erklärt sich daraus, daß er bei denen, an denen Gott schon gearbeitet hat, nun die Bereitwilligkeit voraussetzt; findet er sie nicht, so verwundert er sich darüber, daß Gottes Arbeit umsonst ist. Beim Hauptmann von Kapernaum verwundert er sich über den Glauben, denn

jener gehörte zu denen, die Gott die eigenen Wege gehen ließ. Ich möchte dabei nun noch an einen Punkt erinnern, der charakteristisch ist für den Herrn. Ich habe vorhin gesagt, wir finden das Gefühl des Bornes nicht, wenn er persönlich getroffen wird. Wir finden dagegen das lebhafteste Mitgefühl für die Kränkung anderer, dritter, man bemerkt, daß der Herr diese Kränkungen nicht ertragen kann, er greift sofort ein, um zu ändern; das ist wieder einer der Züge des Charakters des Herrn. Ein paar Männer oder Frauen bringen Kinder zu ihm, daß er sie segne. Er lehrt gerade und die Jünger betrachten das als eine unwillkommene Störung. Was haben die Kinder davon, daß er mit ihnen handelt, meinen sie. Das Kränkende, das darin liegt, das Verletzende (die Frauen, die die Kinder brachten, taten es aus Hingabe an den Herrn) hat er sofort gemerkt und hat sofort gewehrt: „Lasset sie zu mir kommen!“ Bekannt ist noch die Verteidigung der Maria in Bethanien, als sie ihn salbte. Das Geld hätte den Armen gegeben werden können, meinen die Jünger, wiederum vom Nützlichkeitsstandpunkte aus. Er sagt: „Laßt sie!“ Seine Jünger werden angegriffen, weil sie ein paar Ahren ausgerauft haben am Sabbath, das kann er nicht ertragen. Er greift ein, um zu ändern und um den Getadelten zu helfen. Das zeigt uns ein Gefühl, das er für sich persönlich hatte, das nicht direkt mit seinem Berufe verbunden war. Dazu gehört noch anderes. Ich habe erinnert an seine Beobachtungsgabe, und diese Beobachtungsgabe ist nicht verständlich, wenn er nicht Freude gehabt hätte an dem, was er sah. Das wird uns nicht eigentlich erzählt in den Evangelien, aber es gibt doch Stellen, an denen man sieht, daß er Freude am Großen gehabt habe. Und es ist bemerkens-

wert, daß er auch Freude an der Schönheit der Kunst gehabt hat. Man pflegt zu sagen, das liege ganz außer dem Gesichtskreise des Herrn, aber nach dem Evangelium des Marcus antwortet Jesus, als ihn einer von seinen Jüngern auf die Schönheit des Tempels aufmerksam macht: „Siehest du dieses gewaltige Bauwerk? Nicht ein Stein wird auf dem anderen bleiben“. Das ist die Bewunderung der Schönheit, ein Zug, der das vorhin Gesagte ergänzt. Nicht nur die Natur, sondern auch die Schönheit der Kunst hat ihn erfreut; und dazu noch ein anderes: Er hatte Freude an der Aufrichtigkeit. Sie kennen die Geschichte von dem reichen Jüngling, der fragt, was er tun soll. Es ist die Stelle wieder nach dem Bericht des Marcus; und zwar berichtet Marcus: Der Jüngling redet ihn an als guter Meister; er weist das zurück: „Was heißest du mich gut?“ das vorschnelle Verwenden weitreichender Prädikate mißfällt ihm; dann aber antwortet er ihm auf die Frage: „Was soll ich tun?“ einfach mit den zehn Geboten. Der Jüngling antwortet (allerdings recht jünglinghaft): „Meister, das habe ich gehalten von Jugend an“. Und da berichtet der Evangelist: „Jesus blickte ihn an und hatte Zuneigung zu ihm“. Ist das nicht auffällig? Der reiche Jüngling täuschte sich, er hatte die zehn Gebote nicht gehalten, und doch hat der Herr Zuneigung zu ihm. Es ist diese aufrichtige Art, daß er so herausbricht; jener Jüngling, diese Aufrichtigkeit freut den Herrn. Er bringt ihm dann zum Bewußtsein, daß er alles nicht gehalten habe, aber an dieser Aufrichtigkeit hatte er sein Wohlgefallen. Dasselbe ist der Fall bei Nathanael. Nathanael kommt zu ihm. Der Herr kommt ihm freundlich entgegen, aber Nathanael weist diese Freundlichkeit zurück: „Woher kennest du mich?“

Der Herr hat dies nicht übel genommen, denn die Aufmerksamkeit, die darin lag, hat ihn erfreut. So haben wir eine Reihe von Gefühlen, von denen man sagen kann, daß sie ihn persönlich charakterisieren.

Nicht dazu gehört, wie ich glaube, der Kampf im Garten Gethsemane. Dort haben wir ja, wie Sie wissen, auch einen Bericht über das, was Jesus fühlte in diesem Momente. Er ist schier übermannt von Schmerz und Leid, so heißt es in Matth. 26,38. Luther übersetzt: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod“. Der griechische Text heißt: *περίλυπός ἐστιν ἡ ψυχὴ μου ἕως θανάτου*. Aber diese Trauer ist nicht Betrübniß über das, was ihm persönlich widerfährt, sondern die Trauer über diesen Ausgang seines Werkes und die Unruhe über diesen Ausgang seines Werkes. Das, was Jesus hier erlebt, ist nun nach den Evangelien nicht ein einmaliges Gefühl, das er damals im Garten niederzuringen hatte, sondern ein Gefühl, das ihn nur in früher nicht gekannter Stärke ergriff. Daß es sich hier nur wiederholt, dafür haben wir in einer bemerkenswerten Stelle im Evangelium des Lucas Kap. 12,50 einen Beleg. Jesus spricht von der Taufe, mit der er sich taufen lassen müsse, und sagt, er sei gedrückt, bis sie vollendet ist. *βάπτισμα δὲ ἔχω βαπτισθῆναι, καὶ πῶς συνέχομαι ἕως ὅτου τελέσθῃ*. „Wie bin ich gedrückt, bis das vollendet ist.“ Das ist dieselbe Stimmung, die sich im Garten Gethsemane wiederholt. Es ist die Trauer um diesen Ausgang seines Werkes, das Gedrücktsein darüber, daß sein Werk diesen Ausgang nimmt, daß das Volk, welches zu retten er gekommen war, ihn verstößt. So greift dieser Ausgang in das innere Erleben des Herrn ein. Daneben steht eine andere Aussage über das, was er fühlte, gerade in dieser letzten Stunde. Als er sich

mit den Seinen zum letzten Male zu Tische setzte, sagt der Herr: „Mich hat sehnlich verlangt, dieses Mahl mit euch zu essen, ehe denn ich leide“. Die Sehnsucht, noch einmal in der Stille mit den Seinen zusammen zu sein, ehe alles zusammenbricht und ihn alle verlassen, das ist wieder ein individuelles Gefühl, das uns einen Einblick tun läßt in die Gefühlswelt, in der Jesus lebte.

Ich schließe damit; es ließen sich noch mehr Einzelzüge anbringen. — Als Pilatus den Herrn hinausführte vor das Volk, sagte er: „Ecce homo!“ Ich glaube, wenn man in der Weise, wie ich versuchte, die Gedanken- und Gefühlswelt des Herrn sich vergegenwärtigt, dann ist man geneigt, das „Ecce homo!“ des Pilatus nachzusprechen. Aber man hat dabei das Gefühl, daß es keinen zweiten Menschen gibt, den man neben ihn stellen könnte. Denn er, der so ganz Mensch war in der Welt, er reicht doch mit seinen Gedanken über diese Welt hinaus und hat eine Höhe, die über das menschliche Dasein hinausgeht. Mögen wir ihn so erkennen als den, der im Denken und Fühlen uns nahe steht wie ein Mensch, und zu dem wir doch hinaufblicken müssen mit dem Worte, das Thomas sagte, als er ihn zum ersten Male sah nach seiner Auferstehung: „Mein Herr und mein Gott!“

Jesus in seinem Handeln.

„Ich muß wirken die Werke des, der mich gesandt hat, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.“

Wir haben uns neulich die Welt der Gedanken und Anschauungen vergegenwärtigt, in denen Jesus während seines Erdenwandels lebte, auch das Wogen der Empfindungen und der Gefühle, die bei ihm aufstiegen und sich senkten, wie bei jedem unter uns. Heute wollen wir auf ein anderes Stück im Leben des Herrn eingehen, auf sein Arbeiten, sein Wirken. Ich denke, die Untersuchung von einem ähnlichen Punkte aus aufzunehmen, wie neulich. Der Evangelist Lukas faßt einmal das Wirken des Herrn in die zwei Worte zusammen: Er sagte ihnen vom Himmelreich, und er machte die Kranken gesund. Daß das wirklich eine Zusammenfassung der Arbeit des Herrn ist, davon überzeugt uns das Spiegelbild, das wir in den Evangelien haben. Man könnte die zwei Worte: Verkündigung des Reiches Gottes und denen helfen, die der Hilfe bedürfen, über jedes Evangelium schreiben, man würde dadurch den Hauptinhalt ausdrücken. Wir wollen indes heute nicht verfolgen, was er getan oder verkündigt hat, wir wollen von einem anderen Gesichtspunkte ausgehen. Wie hat Jesus gearbeitet, wie hat er sein Wirken in dieser Welt vollzogen?

An eins möchte ich zunächst erinnern: Sie kennen die verhältnismäßig große Bedeutung, die das Prophetentum in der ältesten Christenheit hatte, sowohl in der jerusalemischen Gemeinde vom Moment ihrer Entstehung an, wie auch in der paulinischen Christenheit. Erst im Laufe des zweiten Jahrhunderts geht diese Erscheinung zurück. Bei der Arbeit, dem Wirken des Herrn fällt nun vor allen Dingen auf, daß er nicht in der Weise eines urchristlichen Propheten wirkte. Das ist nach dem Bilde, das uns die Evangelien geben, vollkommen sicher. Der Unterschied prophetischen Handelns und Redens von dem Reden und Handeln der Menschen, wie wir es kennen, ist der, daß der Prophet nicht nach seinem eigenen Entschluß handelt, sondern getrieben von einer höheren Macht, die über ihn Gewalt hat. Aber daß Jesus „ἐν πνεύματι“ handelte, wird nur von einem Vorgang in seinem Leben ausgesagt: der Versuchungsgeschichte. Sonst hat Jesus nie so gehandelt.

Wenn wir das Handeln der Menschen, die uns umgeben, oder das der Großen in der Geschichte verstehen wollen, so müssen wir uns in ihre Gedankenwelt versetzen. Wir verstehen ihr Tun erst dann, wenn wir nach ihren Motiven, nach ihren Zielen und nach dem geistigen Charakter ihres Handelns fragen. Alle diese Fragen sind dem Herrn gegenüber berechtigt. Aus welchen Motiven, zu welchen Zwecken, in welcher Art und Weise hat er gehandelt? Das ist der eine Punkt, den man im Auge haben muß, wenn man die Frage, die ich stellte, zu beantworten sucht. Nun kommt aber noch hinzu: Auch ganz abgesehen von dem Handeln ἐν πνεύματι hat Jesus nicht gearbeitet und gewirkt wie ein berufsmäßiger Prophet. Der letzte Prophet des Alten Bundes ist Johannes der Täufer. Auch von ihm hören wir nicht, daß er das, was

er predigte, ἐν πνεύματι predigte, wie etwa Ignatius von Antiochia, wenn er einen Prophetenspruch tat. Und doch ist ein Unterschied zwischen der Art und Weise, wie Johannes und wie der Herr handelte. Der Unterschied besteht darin: der eine in der Wüste, im Kleide von Kamelhaaren, seine Speise Honig und Heuschrecken, der andere ein Mensch, der ganz im gewöhnlichen Leben steht. Der Herr selbst macht, wie Ihnen bekannt ist, auf diesen Unterschied aufmerksam. Johannes kam, aß nicht und trank nicht, und er selbst kommt, er ißt und trinkt wie jeder andere Mensch, er lebt und gehabt sich wie einer mitten aus seinem Volke. Beim Handeln des Herrn ist nicht nur das prophetische ἐν πνεύματι ausgeschlossen, er sondert sich auch nicht ab, tritt nicht als ein ganz anderer Mensch seinen Zeitgenossen gegenüber.

Wie hat er nun gehandelt? Sie sehen, durch diese Erwägungen wird, wie mich dünkt, die Frage immer klarer. Wir erkennen immer mehr, wie sein Handeln dem allgemein menschlichen Handeln analog ist. Er fordert für sich nichts Eigenartiges, er handelt wie wir alle. Und doch ganz anders.

Wenn man sich das Bild des Herrn im Blick auf die Fragen vor Augen stellt, die ich vorhin nannte, so findet man leicht: das Handeln des Herrn charakterisiert sich zunächst dadurch, daß eine Menge Motive, die für die Menschen im allgemeinen Bedeutung und Kraft haben, für ihn gänzlich ausgeschaltet sind. Man kann eine ganze Reihe von Motiven nennen, die sonst zu den stärksten im Leben der Menschen gehören, die für den Herrn überhaupt keine Bedeutung hatten. Ich erinnere an eins: Nichts gilt im allgemeinen dem Menschen höher als das Leben. Dieses, bei Vornehmen und Geringen so mäch-

tige Motiv fällt für den Herrn einfach weg. Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren, wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es gewinnen, das ist das Prinzip, das er ausspricht, und nach diesem Prinzip hat er ohne Zweifel gehandelt. Er hat nie in Furcht für sein Leben sich irgendeiner Gefahr entzogen, sondern er ist im Gegenteil mit ganz offenen Augen dahin gegangen, wo, wie er wußte, ihm Lebensgefahr drohte, ja der sichere Tod. Und wie dies Motiv bei ihm ausgeschaltet ist, so auch alle die, die damit in Verbindung stehen. Man braucht nicht zu erwähnen, daß das Motiv des Besitzes, der Erlangung sichernden Vermögens für den Herrn kein Motiv gewesen ist: die Füchse haben Gruben, die Vögel unter dem Himmel haben Nester, ich habe nicht, wo ich mein Haupt hinlege. Das grämte ihn nicht im geringsten, sondern so war es, und er wollte es nicht anders haben. Ebenso ist die ganze Motivenreihe, die ihre Spitze im Ehrgeiz findet, bei ihm nicht vorhanden. Nicht nur der Ehrgeiz im schlechten Sinne fehlte ihm, es fehlte ihm auch durchaus die Absicht, eine Rolle zu spielen, Einfluß zu gewinnen. Mit letzterem nähert man sich schon dem berechtigten Ehrgeiz, nämlich Einfluß zu üben auf Verhältnisse, auf welche einem der Einfluß dargeboten wird. Sie wissen, das Johannesevangelium berichtet, daß, als das Volk ihn zum Könige ausrufen wollte, er sich entfernte; noch charakteristischer ist es, daß er, als einer zu ihm kommt und sagt: Rede doch mit meinen Brüdern, daß sie sich mit mir über das Erbteil verständigen, antwortet: Wer hat mich zum Richter gemacht? Er lehnt es ab, auch nur ein moralisches Urteil abzugeben; den Richter spielen ist eine Rolle, die für ihn nicht vorhanden ist. Noch andere Motive und Motiv-

reihen, die ganz berechtigt sind, wirkten auf den Herrn nicht ein. Er handelte nie unter dem Einfluß des familiären Zusammenhangs. Man braucht gar nicht zu sagen, daß der Herr seine Mutter liebte; das, was er noch am Kreuz zu ihr sprach, zeigt deutlich, seine Liebe war stärker wie der Tod. Aber um des Zusammenhangs mit seiner Mutter willen hat er nie gehandelt. Wir kennen die eine Szene: seine Mutter und seine Brüder kommen, er ist gerade im Lehren begriffen, sie begehren, ihn zu sehen, gewiß ein an sich berechtigter Wunsch. Aber der Herr weist den Wunsch zurück. Wer ist meine Mutter? Wer sind meine Brüder? Nicht die draußen stehen und pochen und ihn sehen wollen, sondern die das Wort Gottes hören und bewahren, diese sind ihm Mutter und Brüder. Noch ein Wort vom Verhältnis zu seinen Brüdern. Wir wissen, daß Jakobus später eine bedeutende Rolle in der jerusalemischen Gemeinde gespielt hat. Der Herr hat ihn aber nicht zu den Zwölfen gezählt, er hat ihn nicht unter den 70 ausgesandt; die Brüder des Herrn sind für ihn in seinem Wirken und Arbeiten überhaupt nicht da, obgleich man nach der Analogie des Verhältnisses zu seiner Mutter und nach dem, was sich von selbst versteht, nicht bezweifeln kann, daß er eine so innige Liebe zu seinen Brüdern hatte, wie irgend Geschwister zueinander haben können. Der Herr sagt im Evangelium des Lukas zu einem, der sich anbietet, er wolle ihm nachfolgen, der aber bemerkt: ich möchte erst meinen Vater begraben! „Daß die Toten ihre Toten begraben, komm und folge mir nach!“ Das Wort charakterisiert sein Handeln; Rücksichten kommen für ihn nicht in Betracht, denn sein Handeln ist so unvergleichlich viel wichtiger als alles andere, daß es Unrecht gewesen wäre, es dadurch zu

binden. Dem entspricht noch ein anderes: Der Herr hat die Zwölf um sich gesammelt. Und wie er diese um sich gesammelt hat, so hat er auch sonst seine Gläubigen um sich geschart. Aber es dünkt mich, wenn ich den einzelnen Erwähnungen nachgehe, vollständig klar, daß Jesus trotzdem keine Gemeinschaft wollte, die sich um ihn scharte, d. h. um ihn persönlich, so daß er ihrer bedurfte. Er tritt nicht einem persönlich nahe. Er berief die Zwölf, aber zu welchem Zwecke? Daß sie eintreten in seine Arbeit, nicht, daß sie ihm dienten. Er berief die 70, aber zu welchem Zwecke? Daß sie seine Arbeit aufnahmen und in die Weite führten, aber nicht, daß sie sich um ihn scharten. Charakteristisch ist hierfür die bekannte Erzählung von Maria und Martha, die auch zeigt, wie dies Motiv, persönlichen Anhang, persönliche Gemeinschaft zu suchen, für den Herrn nicht wirksam war. Sie sind ihm befreundet, Martha dient ihm. Hat Jesus solche Dienste gering geachtet? Niemand wird diese Frage mit Ja beantworten. Wir wissen, wie hoch er die Salbung mit Narde geachtet hat. Er lohnt sie mit dem, was die Ehrgeizigsten anstreben und Tausende nicht erreichen: „Wo immer das Evangelium in der Welt gepredigt wird, da wird man auch von ihr erzählen“. Aber hat er solche Dienste gesucht? Man muß sagen: gesucht hat er sie nicht! Im Gegenteil, als Martha ihn darauf aufmerksam macht, daß Maria sie allein dienen läßt, da ist seine Antwort: Maria hat das gute Teil erwählt, d. h. er sucht nicht dasjenige, was ihm persönlich dargeboten wird, sondern er sucht nur seine Arbeit. Daß Maria seinen Worten lauscht, das ist die Frucht, die er erstrebt, nicht der persönliche Dienst. Er sucht auch keine Dankbarkeit. Sie kennen die Geschichte von den zehn Aussätzigen.

Einer kehrt um und dankt. Die Worte des Herrn, die er aus diesem Anlaß spricht, sind außerordentlich bezeichnend. Der eine fällt vor dem Herrn nieder und dankt ihm. Und das war ein Samariter. Jesus wundert sich. Er sagt: Sind nicht zehn rein geworden? Wo sind die Neun? Hat sich keiner gefunden, der umkehrte, Gott die Ehre zu geben, als dieser? Dieser Wechsel des Ausdrucks ist charakteristisch. Der Herr läßt den Dank auf sich beruhen, er vermißt nur, daß die anderen Neun Gott nicht die Ehre gegeben haben. Ähnlich wie mit der Dankbarkeit ist es auch mit dem Mitleid. Auch das sucht er nicht, auch das ist nicht Motiv oder Zweck bei ihm. Sie kennen die packendste Szene hierfür: Der Herr wird hinweggeführt, das Kreuz ihm nachgetragen von Simon von Kyrene, und die Frauen gehen ihm nach und beklagen ihn. Aber er lehnt dieses Klagen ab: Weinet nicht über mich, weinet über euch und eure Kinder. Er sucht dieses Mitleid nicht. Er findet, ein anderes ist notwendiger, ein anderes ist viel wertvoller. Dieses Mitleid hilft ihnen nichts, aber geholfen muß ihnen werden, und er denkt dabei an die Stadt, an das Volk, das ihn verwirft. Und ähnlich ist es auch bei dem Mittragen, das doch stärker ist als das Mitleid; indem ich das Wort ausspreche, denken sie mit Recht an die Szene im Garten, er nimmt die drei mit sich, aber sie können nicht mit ihm tragen, sie sind überwältigt vom Schlaf. Sie können ihm den Trost der Teilnahme, den Trost, aufrecht zu bleiben, in diesem Momente nicht gewähren. Er sagt darüber eigentlich nichts. Das, was er ihnen sagt, das richtet ihr Augenmerk von ihm hinweg: Wacht und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Alle diese Motive, die für uns wirken, diese be-

rechtigten Motive, fallen für ihn weg. Wenn der Herr sagt: Ich bin nicht gekommen, daß ich mir dienen lasse, sondern, daß ich diene, so ist dieses Wort im wahrsten Sinne des Wortes richtig. Er sucht nirgends einen Dienst.

Noch auf ein anderes mag hingewiesen werden. Auch demjenigen, der vorsichtig ist, kann es doch passieren, daß er Anstoß gibt; der Herr hat manchmal von Anstoß gesprochen, und davor gewarnt, andere durch Anstoß zu irren. Aber er selbst hat gar kein Bedenken getragen, Anstoß zu geben, er hat es nicht vermieden, einzelne dazu zu veranlassen, gegen ihn aufzutreten. Er heilt absichtlich am Sabbat, um denen, die den Sabbat falsch hielten, Anstoß zu geben. Dadurch ruft er den heftigsten Widerspruch hervor. Als er in der Synagoge zu Kapernaum mit den Juden jene lange Unterredung hat, da urteilen die Juden: Das ist eine harte Rede, wer kann sie hören? Sie wollen ihn nicht mehr. Aber den Herrn reut es nicht einen Moment, daß er so gesprochen hat, wie er sprach. Er schwächt seine harte Rede nicht im entferntesten ab und sagt ihnen nicht: „Versteht doch meine harte Rede!“ sondern er läßt sie gehen und fragt nur seine Jünger: Wollt ihr auch hinweggehen? Auch hier sieht man, daß ein Motiv, das für uns existiert, für ihn nicht wirksam ist. Anstoß zu vermeiden, um dadurch Menschen zu gewinnen, war seine Absicht nicht. Er wollte sie nicht unter jeder Bedingung gewinnen. Gelegentlich gab er auch denen Anstoß, die er hochachtete, z. B. Johannes dem Täufer. Er hilft auch ihm nicht über den Anstoß hinweg, sondern sagt ihm, diesen Anstoß müsse er überwinden, indem er ihm die Botschaft schickt: Selig ist, wer sich nicht an mir ärgert. Endlich vielleicht das Auffallendste: Auch die Freude am Erfolg war nicht unmittelbar und

unbedingt Motiv für den Herrn. Es ist eine höchst merkwürdige Stelle im Johannesevangelium, wo uns erzählt wird: Jesus tauft, zwar nicht selbst, aber durch seine Jünger, und er hat Erfolg. Aber sobald er erfährt, daß dadurch das Ansehen des Johannes erschüttert wird, hört er auf, zu taufen. Er hört, daß man Bemerkungen macht, es kämen mehr zu ihm, als zu Johannes. Sofort tritt er zurück. Der Grund hierfür ist klar. Es ist der vollständige Mangel an Egoismus, der sich in dieser Tatsache zeigt. Er stört das Werk des anderen nicht durch sein eigenes Werk, wenn das Werk des anderen Gottes Werk ist. Mich dünkt, was ich hier von ausgeschalteten Motiven gesagt habe, beweist, daß das Tun des Herrn nie den Charakter des egoistischen Arbeitens getragen hat. Aus seinem ganzen Tun und Handeln ist das egoistische Moment überhaupt ausgeschaltet. Er hat nie im Blick auf sich selbst gehandelt. Ich möchte daran erinnern, daß dieses im Blick auf sich selbst Handeln nicht unter jeder Bedingung sittlich unrichtig ist. Es ist allerdings vielfach sittlich unrichtig, nämlich dann, wenn der Blick auf die eigene Person über die Pflicht täuscht, die man Gott gegenüber hat. Es kann aber auch ein berechtigtes Moment darin sein. Für das Tun des Herrn indes ist das egoistische Moment gar nicht vorhanden. Dadurch unterscheidet er sich von dem, wie wir sonst die Menschen kennen, dadurch wird das Wort wahr: Ich bin nicht gekommen, daß ich mir dienen lasse, sondern daß ich diene und gebe mein Leben zur Erlösung für viele. Da das egoistische Moment vollständig fehlt, wird das Wirken des Herrn zur Berufserfüllung. Das ist das Positive, worauf ich hinweisen möchte, nachdem ich auf die fehlende Motivreihe hingewiesen habe. Jesus hat es selbst vielfach

ausgesprochen: Ich bin in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit bezeuge. Und das ist nun der Punkt, der einem beim Überdenken der Berichte der Evangelisten eigentlich überwältigend entgegentritt: Die ganze Arbeit Jesu, das ganze Leben Jesu ist Aufgehen im Berufswirken. Zeugen vom Himmelreich, das tut der Herr, man möchte sagen, überall und zu allen Zeiten. Er tut es in der Synagoge — es ist seine Gewohnheit, daß er in die Synagoge geht, dorthin, wo die Leute sich sammeln, um sich unterweisen zu lassen — und er tut es in der Wüste, draußen, wo sie ihn suchen. Er verrichtet seine Berufsarbeit am Meere bei den Fischern, indem er sie, die am Strande bei der Arbeit sitzen, unterweist, er tut es, wenn die Reichen und Vornehmen ihn zu sich ins Haus baten, obgleich er stille Gegner sich gegenüber weiß. Er tut es, wenn Zöllner und Sünder ihn einladen. Er tut es vor der großen Menge, die sich drängt, und er tut es, wenn ein Einzelner schüchtern im Dunkel der Nacht zu ihm kommt und ihn fragt über das, was ihm auf dem Herzen liegt. Er tut es am Totenbett, und er tut es beim Hochzeitsmahl: mit einem Worte, man kann sagen, alles, was er überhaupt erlebt, jeder Schritt, den er tut, hat für ihn nur Bedeutung, wenn er seinen Beruf erfüllen kann: Ein Zeuge sein des Himmelreichs. Und dabei kennt er keinen Unterschied zwischen den Menschen. Er predigt dem Geringen und dem Reichen, er predigt denen, die ihn hören wollen, und denen, die seine Predigt zurückweisen. Er läßt nicht ab, das Himmelreich zu verkündigen von dem Moment, da er auf den Schauplatz trat, bis zum „Es ist vollbracht“. Er verkündigt es den Hohenpriestern, er verkündigt es dem Pontius Pilatus. Und er stirbt, indem er das

Himmelreich dem Mitgekreuzigten verkündigt: Heute noch wirfst du mit mir im Paradiese/sein. So wird dieses Leben Berufswirken in einer Weise, zu der es eine Parallele nicht gibt. Sein ganzes Leben hat hierin seinen Inhalt. Damit aber dient er zugleich den Menschen und seinem Vater, der ihn gesandt hat. Man könnte dies noch nach anderen Seiten hin ausführen. Man könnte daran erinnern, wie alles ihm dazu dienen muß. Er spricht in seinem Berufe, wenn er sich an die Müh-seligen und Beladenen wendet, und er spricht in seinem Berufe, wenn er denen, die ihn verachten und verstoßen, sein Wehe zuruft. Er spricht in seinem Berufe, wenn er innerlich aufjauchzt: Ich danke Dir, Vater, daß Du es den Klugen und Weisen verborgen hast! und er spricht in seinem Berufe, wenn er sich der Tränen nicht enthalten kann beim Blick auf die schöne Stadt zu seinen Füßen, die dem Verderben entgeneilt. Sein Berufswirken ist von einer umfassenden Größe und von einer Mannigfaltigkeit und einem Reichtum, wie wir es überhaupt nicht zum zweiten Male kennen, aber deshalb eben frei von jedem Egoismus. Es sind noch ein paar Züge, die die Evangelisten gelegentlich streifen. Sie erinnern an seine Rastlosigkeit. Er hat gepredigt, hören wir bei Markus, geht dann in die Wüste, in die Einsamkeit, und dort betet er. Petrus und die übrigen eilen ihm nach. Sie verkünden ihm: Jedermann sucht Dich. Der Eindruck seiner Predigt war groß; aber er urteilt: damit ist an diesem Orte schon der Sache genug geschehen, das Wort hat gezündet, und darum erwidert er: „Gehen wir in die nächsten Städte, daß ich auch dort predige!“ und so kommt er predigend in die Synagogen von ganz Galiläa. Das ist diese Rastlosigkeit, die ihm nicht Ruhe läßt, wo

er Erfolg hat, sondern ihn von einer Stadt in die andere treibt, bis er seinen Beruf erfüllt hat. Ganz analog anderen Äußerungen! Zweimal bei den Synoptikern und im Johannesevangelium hören wir von der großen Ernte, zu der nur die Arbeiter fehlen. Hier ist nichts anderes nötig, als Arbeiten und Arbeiter, denn die Zeit ist da. Man versteht von hier aus, was wir gelegentlich hören, daß er nicht Ruhe hatte, das Brot zu essen, man versteht auch, warum seine Mutter und seine Brüder um seine Gesundheit bedenklich wurden. Er aber geht im Berufe auf. Das war die Art und Weise seines Arbeitens. Solche Arbeit kann nachteilige Folgen haben: je mehr das Leben im Berufe aufgeht, um so mehr tritt das Individuelle, das Eigene zurück, um so mehr verschwindet die Persönlichkeit hinter der Arbeit. Das ist eine gewisse Unvollkommenheit, aber auf der anderen Seite nehmen wir gerade bei großen Männern wahr, daß diejenigen, die ganz im Berufe aufgehen, sich zu den stärksten Individualitäten gestalten. Und so ist es beim Herrn. Er, der ganz seinem Berufe lebte, war dabei oder eben deshalb der selbständigste Mensch, den man sich denken kann. Wir hören von dem Leben und von den Arbeiten des Herrn ziemlich viel, aber in keinem Evangelium wird irgendwie angedeutet, daß es jemanden gegeben hätte, der Einfluß auf diesen Mann gehabt, der innere Herrschaft über ihn erlangt hätte. Ich glaube, man darf noch weiter gehen und sagen, für diesen Mann gab es keine Autorität auf Erden. Gewiß, der Herr hat mehr als einmal sich berufen auf das, was geschrieben ist; war aber das, was geschrieben ist, für ihn Autorität in demselben Sinne, wie seine Worte dann für seine Jünger Autorität waren, in demselben Sinne, wie die „Schrift“ alsdann für die

Christen Autorität geworden ist? Sobald man diese Frage ausspricht, hat man sie auch verneint; denn man erinnert sich daran, wie der Herr nicht nur einmal, sondern in einer Reihe von Beispielen sein „Ich aber sage euch“ dem gegenüberstellt, was zu den Alten gesagt ist. Das zeigt, wie völlig frei er von jeder Autorität war, auch von der höchsten Autorität, die es für sein Volk gab. Es gibt nur eine Autorität für ihn, der er sich allerdings unbedingt beugt, das ist sein Vater und dessen Wille. Wo der Wille des Vaters in Betracht kommt, da hört sein Ich auf; aber sonst stellt er mit Wucht sein Wort dem gegenüber, was anerkannte Autorität ist, und besonders dem gegenüber, was falsche Autorität ist. Sein Zwiespalt mit den Pharisäern und Schriftgelehrten kam im wesentlichen daher, daß sie absolut ohne Einfluß auf ihn gewesen sind. Ihre Gerechtigkeit erkannte er nicht an, und ihre Person verachtete er. Er stand dieser ganzen, das Volk beherrschenden Richtung unbedingt frei gegenüber. Er war der Selbständige. Es gab bei ihm auch keine Konzession an die Meinungen, die sie vertraten, im Gegenteil, der Gegensatz verschärfte sich immer mehr. Schon in der Bergpredigt hören wir: „Es sei denn eure Gerechtigkeit besser als die der Pharisäer und Schriftgelehrten, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen“. Hier ist der Gegensatz schon vorhanden, und er verschärfte sich dahin, daß er ihnen zuletzt geradezu das „Wehe“ zuruft und das Gericht verkündigt. So steht er also selbständig den herrschenden Strömungen in seinem Volke gegenüber. Und diese Selbständigkeit im Großen zeigt sich auch im Kleinen, im verhältnismäßig Kleinen. Als er zum ersten Male von der Notwendigkeit seines Leidens und Sterbens spricht, ist der Eindruck auf Petrus ein erschreckender, und

es fährt ihm das Wort heraus: Das widerfahre dir nur nicht! Es ist der beste Widerspruch und das zarteste Mittel, Einfluß zu gewinnen, wenn man wünscht, daß das Üble nicht geschehe, von dem der andere sagt, es werde geschehen. Aber der Herr weist diesen Widerspruch zurück: Gehe weg, Satan, du gereichst mir zum Anstoß. Er will seinen Weg gehen, frei von jedem anderen. Das geht bis in die Kleinigkeiten. Das eben erwähnte Beispiel ist keine Kleinigkeit. Aber der Vorgang z. B. auf der Hochzeit zu Kana ist eine Kleinigkeit. Seiner Mutter, die ihn in der mildesten Form bestimmen will, etwas zu tun: Sie haben keinen Wein mehr (sie sagt nicht: Wir wollen jetzt weggehen, sie sagt: Sie haben keinen Wein mehr!) antwortet er: Die Stunde zu bestimmen, das ist nicht deine Sache! Er will seinem Vater nicht zuvor- kommen. Diese Selbständigkeit geht so weit, daß, als er bei der Heilung des blutflüssigen Weibes die Jünger fragt: Wer hat mich angerührt? und sie antworten: Das Volk drängt dich, es umströmt dich von allen Seiten, er diesen Grund nicht gelten läßt. Er geht seinen Weg unbeirrt weiter. In dieser Weise bewährt es sich, daß sein ganzes Wirken Berufswirken ist, Berufswirken, für das er allein verantwortlich ist und das er allein durch- führen muß. Darin liegt noch ein Zweites, nämlich, daß er stets um der Sache willen handelt. Da erwähne ich einen Zug, der Ihnen vielleicht schon früher eingefallen ist, als ich sagte, daß alle selbstischen Motive ausgeschaltet seien. Die Evangelisten berichten wiederholt, daß der Herr solchen, denen er half, verbot, etwas zu sagen. Er will nicht, daß die Dinge Aufsehen erregen; denn damit wird sein Werk nicht gefördert. Man soll nicht auf ihn achten als auf einen Wundertäter, er begehrt nur, daß

man sein Wort aufnimmt. Dieses Verbot, zu reden, richtet er nicht nur an die Geheilten, sondern wir hören nach der Verklärung, daß er auch den Jüngern verbietet, davon zu reden, was sie mit ihm durchlebt haben. So ergibt sich die Konsequenz seines Handelns: Vom ersten Moment an, da er beginnt, bis zu seinem Ausgange, hat er nie, soviel wir sehen können, auch nur einen Moment das Ziel aus dem Auge gelassen, sondern er blickt stets auf den Zweck, zu dem er in die Welt gesandt ist, und alles, was er tut, dient diesem Zweck. Wir können in der Geschichte kein zweites Beispiel eines Lebens finden, bei dem nie ein Schritt zur Seite geschieht, bei dem alle Schritte beherrscht und bedingt sind durch das Bewußtsein des Zieles. So ist sein Wirken Berufswirken.

Fehlten nun die persönlichen Motive in dem Wirken, in dem Arbeiten des Herrn? Mich dünkt, durchaus nicht, wir nehmen eine ganze Reihe von eigentlich persönlichen, man darf fast sagen individuellen Zügen im Handeln des Herrn wahr. Eins ergibt sich dabei sofort: Unter den Gefühlen des Herrn wird das des Mitleides, des Erbarmens, recht oft genannt, und dem entspricht das Handeln des Herrn. Das Erbarmen ist das Motiv, das immer wieder wirksam ist. Ich will dabei das neulich Gesagte nicht wiederholen. Es ist Erbarmen sowohl mit dem Volke als auch mit dem Einzelnen. Nur ein paar kleine Züge möchte ich hinzufügen, die sich auf das Handeln des Herrn beziehen. Man darf sagen „kleine Züge“, aber der Große ist auch im Kleinen groß. Es gehört zu dem, was man fast einen reizenden Zug nennen möchte: Die Rücksicht des Herrn. Markus erzählt, daß, nachdem die Jünger von ihm ausgesandt waren, zu predigen, und

zurückkehrten, er ihnen sagt: Nun wollen wir in die Wüste gehen und dort ausruhen. Und nun stellen Sie dies nebeneinander: Dieser Mann, der so ganz seinem Berufe nachgeht, dieser Mann ist groß genug, innerlich reich genug, daß er noch das Auge dafür hat: sie kommen nun müde zurück, sie müssen Ruhe haben. Das charakterisiert ihn. Von da aus verstehen wir auch, daß er es nicht ertrug, wenn irgend jemand in seiner Nähe Unrecht geschah; wir verstehen, was er über das Argerniß sagte. Er hatte die größte Scheu, Argerniß zu geben den Schwachen. Sein Wort ist bekannt genug, daß es dem, der einem von den Kleinen Anstoß gibt, besser sei, man hänge ihm einen Mühlstein um den Hals und versenke ihn ins Meer, wo es am tiefsten ist. Die Rücksicht auf die Kleinen und Schwachen ist ein bedeutender Zug bei ihm, und dazu paßt nun, daß er nicht wartet, bis er gebeten wird, sondern er kommt denjenigen, deren Herz voll ist und die verzagt sind, zu reden, selbst mit seiner Freundlichkeit entgegen. Es wird, so erzählen die drei Synoptiker, ein Sichtkranker zu ihm gebracht. Er liegt auf seinem Bett und sagt nichts. Man hat den Eindruck des Befangenseins. Da spricht er: Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben! — Er geht in den Hallen am Teich Siloah bei dem Kranken vorüber, der stets zu spät kommt, und redet ihn an: Willst du gesund werden? Auch hier löst er gewissermaßen die Zunge. Das ist die Sympathie des Großen mit den Kleinen, sie zeigt einen Reichtum des Gefühles, der bewunderungswert ist. Ähnlich ist es in der Erzählung von der kranken Frau, deren Heilung der Auferweckung der Tochter des Jairus kurz vorangeht. Sie ist schüchtern; aber der Herr will von ihr angesprochen sein. So hebt er sie zu sich em-

por, daß sie seine ganze Größe empfinde und erfahre. Das sind Bilder, die wohl Bedeutung haben. Und nun kommt noch ein Zug, der oft vom Herrn erzählt wird: jene Scheu, das Vertrauen von irgend jemand zuschanden werden zu lassen. Wer auch nur das mindeste Vertrauen hatte, der sollte sich nicht täuschen. Sie erinnern sich des: Wenn du willst, kannst du mich wohl reinigen! und ähnlicher Wendungen. Das zeigt, wie ein Vertrauen stets beim Herrn die Antwort findet: Ich will es tun! Die Geschichte des Hauptmanns von Kapernaum, der nicht selbst zu kommen wagt, der die anderen vorausschickt, und der sich unwürdig fühlt, daß der Herr unter sein Dach kommt; ihm antwortet der Herr: Ich werde kommen! Ähnlich ist es bei den beiden Blinden, die ihn anrufen. Was wollt ihr, das ich euch tun soll? und die Heilung ist fertig. Das alles zeigt — man kann nicht sagen den Grundsatz, aber — die Art und Weise, wie er zu handeln pflegte: wo das geringste Vertrauen da war, ist sein Auge dafür offen. Und wer von uns wüßte nicht sein Wort: Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater? Wer nie einen Vertrauenden getäuscht hat, wird dies Wort begreifen. Die ihm vertrauen, sind seiner gewiß.

Ich habe diese Dinge in den Vordergrund gerückt, ich glaube nun aber, daß, wenn man daraufhin das Bild des Herrn zeichnen wollte als eines stets freundlichen, lächelnden Mannes, man das Bild des Herrn völlig verfehrt zeichnen würde. Man versteht sein Handeln erst recht, wenn man neben diese Seite die andere stellt, die oft übersehen wird. Was ich vorhin sagte, wird nicht oft übersehen. Aber bei Markus steht ein merkwürdiges Wort: Der Herr zieht hinauf nach Jerusalem. Er selbst

an der Spitze, und die Jünger gehen hinter ihm her. Er ist ihnen nicht nur fremdartig, sondern er ist ihnen furchtbar. Markus sagt: ἐθαυβοῦντο; dies Wort bezeichnet das Anstaunen des Fremdartigen, und dies Fremdartige wirkt Furcht bei ihnen (vgl. Mark. 10, 32). Der Zug ist außerordentlich wichtig; denn er behütet uns davor, das Wesen des Herrn zu verkennen. Er hatte nicht das, was die Menschen „liebenswert“ nennen; sondern er hatte etwas, das anzieht, das Vertrauen erwirbt, und das doch wieder fernhält. Dem entspricht durchaus das, was wir über seinen Verkehr mit seinen Jüngern wissen. Das Verhältnis des Herrn zu seinen Jüngern ist anders gewesen als das des Sokrates zu seinen Schülern, und ist anders gewesen als das Zusammenleben von guten Freunden. Der Herr hat seine Jünger gelegentlich seine „Freunde“ genannt, aber wie einen guten Freund haben sie ihn nie behandelt. Die Stelle des Markus, die ich erwähnte, hat eine Parallele; wir hören: Sie reden miteinander und wagen nicht, ihn zu fragen. Als die Griechen kommen und sagen, sie möchten Jesum gerne sehen, da war das Erste nicht, sie sofort zu Jesus zu führen. Das zeigt, daß man das Verhältnis des Herrn zu den Jüngern nicht zu denken hat wie das guter Freunde zueinander. Er stand so weit über ihnen, daß es geschehen konnte, daß sie nach jahrelangem Verkehr mit ihm ihn wie etwas Fremdes angestaunt haben, sich wie vor einem Fremden vor ihm gefürchtet haben. Wie erklärt sich das? Auch hier liegt die Erklärung in der Art und Weise, wie er handelt. Neben jenem Freundlichen in seinem Handeln, jenem offenen Entgegenkommen, darf man den Ernst in seinem Handeln durchaus nicht übersehen. Der Ernst aber beruht darauf, daß er alles mißt an seinem Be-

ruse und am Erfolge seines Berufes. Hier kennt er keine Rücksicht. Jesus hat wenige Menschen gelobt. Der, dem er das höchste Lob zuteil werden ließ, war Johannes der Täufer. Aber auch Johannes der Täufer war nicht sicher vor seinem Tadel. Als Johannes sich nicht finden konnte in sein Tun, hat er ihm einfach gesagt: Selig ist, wer sich nicht an mir ärgert! Das ist der Ernst, den er auch diesem Mitarbeiter gegenüber nicht zurückhält; und dasselbe liegt in seinem Wort an Petrus: Petrus wird ihm zum Versucher, zum Satan, indem er sich ihm in den Weg stellt, seinen Beruf zu erfüllen. Dieser Ernst ist auch sonst zu bemerken. Sie kennen die Geschichte, die Raffael im letzten großen Gemälde, das wir von ihm haben, dargestellt hat: die Verklärung auf dem Berge. Der Herr kommt mit den Dreien vom Berge herunter, und man führt ihm einen mondsüchtigen Knaben entgegen. Darin, daß der Knabe nicht heil wurde, sieht Jesus einen Mangel. Er fährt den Vater an: O, du ungläubiges Geschlecht, wie lange muß ich dich aushalten? Er ist bereit, zu helfen, und er hat geholfen; aber er tadelt auch in demselben Momente noch, daß er den Glauben nicht findet, auf den er nach so langem Wirken Anspruch hat. So mißt er alles am Effekt seines Wirkens. Und daraus erklärt sich, daß er die Menschen nicht nur an sich heranzog, sondern auch von sich fernhielt. So wird der Freundlichste zu dem Ernstesten. Davon sind die Evangelien voll. Jesus ist keinem aus dem Wege gegangen, der ihn versuchte; sondern hat den Kampf jedesmal aufgenommen und hat den Kampf mit scharfen Waffen geführt gegen Pharisäer und Sadduzäer, gegen alle, die ihm in den Weg traten; und wie denen, die ihn versuchten, so zeigte er auch denen gegenüber, die ihn

bekämpften, keine Milde, sondern die größte Schroffheit und Schärfe. Eitlich verständlich ist das wieder von dem Gesichtspunkte aus, daß er wußte, wozu er gekommen ist, nämlich zur Ausübung seines Berufes, die Menschen zu gewinnen für das Himmelreich.

Wenn man diese beiden Gedankenreihen nebeneinanderstellt, dann wird man sagen: recht Verschiedenes in einem Menschen. Derjenige, der der Freundlichste ist und der für jedes Kind einen freundlichen Blick und ein segnendes Wort hat, wird zum harten Kämpfer und Streiter, er wird das nicht, hingerissen von seinem Temperament, sondern er wird es ganz bewußt. Was er war, spricht er aus: Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen auf Erden, sondern das Schwert. Dabei spricht er aus, daß er trennend hineingreifen werde in das Familienleben, in das innerste natürliche Heiligtum. Die zwei Seiten aber ergeben sich von dem gleichen Punkte her und widersprechen einander nicht. Nach der einen wie nach der anderen Seite bewährt sich, daß er nichts für sich will, sondern alles für sein Werk: Jedem, der bereit ist, es zu fördern, reicht er die Hand, und jeden, der den anderen hindert, stößt er hinweg. Das, was er den Pharisäern und Schriftgelehrten am meisten zum Vorwurf macht, ist: Ihr kommt nicht in das Himmelreich, und die anderen laßt ihr auch nicht hinein! So die Arbeit des Herrn nach der einen Seite.

Ich möchte noch auf einen anscheinenden Gegensatz im Leben des Herrn hinweisen, der von Wichtigkeit ist, wenn man ihn zu verstehen sucht. Aber wie das, was ich eben besprach, löst auch er sich auf. Wenn man die Menschen betrachtet, mit denen man zusammen lebt, so bemerkt man leicht eine tiefgehende Verschiedenheit: Die

einen sind geneigt, sich führen zu lassen, und die anderen sind geneigt, selbstbestimmend in ihr Leben einzugreifen. Ich möchte es verhüten, daß man die ersteren als die Schwachen betrachte. Es gehört oft viel mehr Charakterstärke und Willensstärke dazu, zu warten, bis der rechte Moment kommt, als Willensstärke und Charakterstärke dazu gehört, stets zum Handeln bereit zu sein. Man darf diese beiden menschlichen Richtungen nicht unterscheiden als die Starken und die Schwachen. Es kann Stärke hier und Stärke dort sein, aber es kann auch Schwäche hier und Schwäche dort sein. Zu welcher von beiden Klassen der Menschen werden wir Jesus rechnen? Das erste Wort, das wir von dem Manne Jesus haben, ist: Daß es so sein, so ist es ziemlich, die Gerechtigkeit zu erfüllen. Eines der letzten Worte, die er sprach, als es mit ihm zum Ausgange kam, war: Es muß alles erfüllt werden, was über mich geschrieben ist! Zwischen diesem: Es ziemt sich und ist passend, daß wir die Gerechtigkeit erfüllen, und zwischen diesen letzten Worten: Es muß alles erfüllt werden, steht eine Menge von Äußerungen, in denen der Herr diesen Gedanken wiederholt: er muß hinaufgehen gen Jerusalem, um dort zu leiden und zu sterben, und er muß sterben am Kreuze, so muß es geschehen. Das sind Worte des Herrn. Hat er demgemäß gehandelt? Ich glaube, man kann die Frage, wie ich sie aussprach, bejahen. Wenn man sein Leben verfolgt, so bemerkt man, daß er kaum jemals handelte ohne einen äußeren Anstoß. Aufgewachsen im Hause des Zimmermanns, wurde er Zimmermann. So nennen ihn seine Landsleute geradezu „den Zimmermann“, und er blieb Zimmermann bis zu seinem 30. Jahre. Dann trat Johannes der Täufer auf. Das Auftreten Johannes

des Täufers führte ihn dazu, daß auch er sich zu dem kommenden Himmelreich bekannte, indem er sich taufen ließ. Das ist der Anstoß, der ihn aus der Zimmermannswerkstatt hinaustreibt. Das, was er bei Johannes in der Taufe erfährt, wird ihm zum Anstoß, einzutreten in dieselbe Tätigkeit wie Johannes. Er predigt wie jener, daß das Himmelreich nahe herbeigekommen sei. Das tut er eine Zeitlang. Seine selbständige Predigtthätigkeit eröffnet er aber erst, als sich ihm der Anstoß dazu bietet; das war, als Johannes von Herodes ins Gefängnis gelegt wird. In dieser Art vollzieht sich alles, was in seinem Leben vorging, nicht nur durch einen eigenen Entschluß, sondern dadurch, daß er auf das, was er erlebte, achtete und dem Anstoß folgte, den es ihm gab. Bezeichnend ist die Erzählung von der Auferweckung des Lazarus. Er ist nicht da, als der Freund erkrankt. Die Schwestern schicken. Aber er bricht nicht auf, er wartet erst, der Kranke ist ja gestorben. Dann zieht er hin, froh, daß er nicht dagewesen war. Hier haben wir die Tatsache, daß seine Entschlüsse veranlaßt werden durch Ereignisse, d. h. durch den in ihnen sich kundgebenden Willen seines Vaters. Demgemäß handelt der Herr auch sonst. Als die Mutter des Zebedäus ihn bittet: Gib meinen Söhnen, daß der eine zu deiner Rechten, der andere zu deiner Linken sitzt in deinem Reiche, so spricht er: Das gehört mir nicht zu, sondern dem Vater. Er fügt sich in das, was seinem Leben die Wendung gibt, was der Vater bestimmt; dem entspricht im letzten Moment noch, als Petrus das Schwert zieht, um ihn zu verteidigen, das Wort: Stecke dein Schwert in die Scheide! Wie wird sonst die Schrift erfüllt? Er könnte seinen Vater bitten um die Errettung aus dieser Gefahr, aber

so muß es geschehen. Wenn man diese Seite aus der Tätigkeit des Herrn erkennt, wird man geneigt sein, ihn zu denen zu rechnen, die auf den Ruf warten. Es sind das nicht die Schwächsten, es kann das Auf-den-Ruf-Warten gut sein.

Aber nun eine zweite Beobachtungsreihe, die sich mir aufdrängt: Jesus hat selbst alles herbeigeführt, was er erlebte. Ich glaube nicht, daß ich mit diesen Worten zuviel sage. Daß er in die Predigtthätigkeit eintrat, war sicherlich sein Entschluß. Als Paulus seine erste Missionsreise antrat, erging vorher ein Prophetenspruch in Antiochia, und auf Grund dieses Prophetenspruches wurde er ausgesandt. Im Leben des Herrn gibt es keine Parallele dazu. Es ist sein Entschluß, der ihn zu Johannes führt; und nun predigt er. Er predigt so lange, bis auf der einen Seite der volle Glaube vorhanden ist. Er selbst provoziert das Bekenntnis des Glaubens, indem er die Frage tut: Wer sagen die Leute, daß ich sei? und daran die andere knüpft: Wer sagt ihr, daß ich sei? Und da er die erwartete Antwort erhält, schließt er seine Lehrtätigkeit: Jetzt ziehen wir hinauf nach Jerusalem, da wird alles erfüllt werden an des Menschen Sohn. Er muß leiden und sterben. Aber daß es geschieht, ist sein Entschluß. Er kommt nach Jerusalem am Passahfeste. Er selbst, der sich dem Volke entzog, als es ihn als König begrüßen wollte, veranstaltet nun den Einzug; und dieser Einzug gibt den Hohenpriestern und Schriftgelehrten den letzten Anstoß, ihn zu töten. Und was der Einzug noch nicht bewirkt, das erreicht er, als er auftritt und den Tempel reinigt. Er selbst drängt die Hohenpriester dazu, den Entschluß zu fassen. Judas hat ihn verraten, geschickt vom Herrn selbst. Der Herr

schickt ihn hinaus und sagt: Was du tust, das tue bald! Daß der Verrat in dieser Stunde vollzogen wurde, war Jesu Entschluß. Als er vor dem Richter stand, stimmte das Zeugnis der falschen Zeugen nicht überein. Nur daß er das „Ja“ sprach und hinzufügte, daß sie des Menschen Sohn sehen werden, kommend in den Wolken des Himmels, war der Grund seiner Verurteilung. Nie hätte Pontius Pilatus ihn verurteilen können, wenn er auf die Frage: Bist du ein König? ihm nicht sein einfaches „Ja“ geantwortet hätte. Damit hatte er dem Pontius Pilatus den Weg zur Freisprechung verbaut. Sein Entschluß war es, die Richter dazu zu führen, ihn zu töten. So wird alles in seinem Leben herbeigeführt durch das, was er tut. Kann man nun sagen; er gehörte zu den Menschen, die nur warten, wie es sich fügt? Muß man nicht sagen, bei ihm sind alle die Eigenschaften, die wir sonst bei den Menschen verteilt finden, in der stärksten Weise vereint? Der Mann, der sagt: So muß es geschehen! der davon überzeugt ist, es fällt nicht ein Haar von unserem Haupte ohne unseres Vaters Willen, nicht ein Sperling vom Dache ohne den Willen des Vaters, wird getötet, weil er es so wollte. Aber er wollte es, weil auf diesem Wege das vollendet wurde, wozu ihn Gott gesandt hatte. So sehen wir eine Kraft des Sich-Fügens in Gott bei ihm, die wir verstehen, wenn wir uns gegenwärtigen, daß dieses ganze Leben Berufsarbeit gewesen ist, und daß er sich vollständig klar darüber gewesen ist, daß er die Ausübung dieses Berufes bezahlen mußte mit seinem Leben. In diesem Bewußtsein konnte er sich fügen. Die Zeit, die Erfüllung der Zeit hat er jedesmal abgewartet, aber den Moment, wenn die Zeit erfüllet war, hat er jedesmal selbst bestimmt. So ist

er nach beiden Seiten hin ein Starke, mit dem die anderen nicht wettsiefern können und neben den sich niemand stellen kann. So viel von der Arbeit des Herrn. Man wird sie bewundern und man wird sich ihr beugen, auch wenn man das Größte, nämlich den Inhalt seiner Arbeit, daß seine Arbeit Rettung der Seelen ist, als gegeben voraussetzt; denn die Art, wie er arbeitet, ist dem würdig an die Seite zu stellen, was er arbeitet.

Jesus in seinem Leiden.

Es gibt ein altes Lied, einen alten Vers von dem Leide der Menschen:

„Nichts Neues ist der Menschen Leid,
Es kommt nicht heut, es geht nicht heut.
Es kam im ersten Anbeginn,
Es endet, wenn ich nicht mehr bin!“

Könnte man diese Verse über das Leben Jesu schreiben? Sie wissen, in der Zeit der alten Kirche hat es nicht an Leuten gefehlt, die so dachten. Man machte sich ein Bild des Herrn als dessen, der keine Gestalt und Schöne hatte, als dessen, der von Anfang an voller Schmerz und Krankheit war, häßlich, daß man das Angesicht vor ihm verbarg, und durch nichts zunächst anziehend. — Der größte deutsche Maler, Albrecht Dürer, hat in einem großen Holzschnitt uns das Bild des dornengekrönten Herrn gezeigt, und hier ist der Herr ein Bild der urwüchsigen Kraft. Der Schädel gewölbt aufgebaut, bewunderungswürdig, starker Mund, und die Augen so gewaltig, daß mir ein Freund einmal sagte: „Ich möchte dieses Bild nicht in meinem Zimmer haben“. Es war ein tiefsinniger Philosoph, der mir das sagte. So verschieden kann man sich das Bild des Herrn vorstellen. Und in der Gegenwart ist sehr verbreitet ein Bild von Gabriel Max das den Herrn als den Nervösen zeigt. Fein gewiß, edel, aber einen Zug von Kränklichkeit; und es fehlt nicht an Malern, die das

noch steigern, die bei ihren Darstellungen einfach zurücklenken zu den Vorstellungen der ältesten Kirche, nur daß diese weiter ausgemalt werden mit dem Zuge des Unge-
funden.

Wie war nun der Herr? Ich gestehe, wenn ich in die Evangelien blicke, so ist das erste, was ich an dem Bilde des Herrn hier wahrnehme, ein Bild der leiblichen und der geistigen Gesundheit. Wir haben neulich uns vergegenwärtigt, wie aufreibend seine Arbeit war, wie er sich hastete in seiner Arbeit. Markus erwähnt an zwei Stellen: Die Leute drängten ihn, daß er nicht die Zeit hatte, das Brot zu essen. Die Arbeit schien so über das Maß zu gehen, daß die Familienglieder kamen, um ihn zurückzuhalten. Eine solche Arbeit erträgt niemand. Und er, er hat sie ertragen, ohne daß man irgend merkte, daß sie ihn überwältigt hätte, daß sie ihn angegriffen hätte. Mitten aus der Arbeit heraus geht er auf das Schiff. Und er schläft. Das beweist eine Gesundheit, die bewunderungswürdig ist. Zunächst leibliche Gesundheit. Und er schläft, als das Schiff auch von den Wellen hin und her gehoben wird. Er ist müde von der Wanderung und setzt sich nieder an den Brunnen, dazu hungrig; aber als das samaritanische Weib kommt und er mit ihr zu sprechen anfängt, ist irgend etwas von Ermüdung an seinen Worten nicht zu merken. An diesem allen zeigt sich leibliche Gesundheit. — Und noch stärker scheint mir der Eindruck von geistiger Gesundheit zu sein, die der Herr nach den Evangelien zeigt. Nie etwas Krankhaftes, das wider seinen Willen ihn beherrscht. Wenn man die Bergpredigt durchliest und das Viele sieht, was da neu ist, eins bringt man überall heraus: ein so gesunder durchdringender Verstand, vor dem der Schein sich in nichts auflöst und der durch

alles das, was die Menschen um sich verbreiten, hindurchblickt, das ist geistige Gesundheit. Und genau das Gleiche nehmen wir wahr, wenn wir nach einer anderen Seite uns den Herrn vergegenwärtigen. Der geistig Schwache, dem es an Kraft fehlt, wird erregt und verliert die Herrschaft über sich selbst durch Tadel. Der Herr ist von vielen Seiten getadelt worden: er bricht den Sabbat, er tut das und jenes, was sich nicht ziemt, er hat den Teufel usw.; aber ihn bringt es nie aus seiner Ruhe. Er steht vollkommen darüber, wiederholt ganz ruhig: „So haben sie mich geheißt, sie werden euch auch so heißen“. Aber es erregt ihn nicht. Und genau ebenso ist es mit dem Erfolge. Das Volk drängt sich um ihn, begeistert; soweit, daß sie ihn wollten zum König machen, und er vertraut sich ihnen nicht an. Er wird nicht in die Höhe gehoben durch den Erfolg, den er nicht falsch beurteilt, sondern er beurteilt ihn vollständig richtig. Beim Einzuge in Jerusalem war alles voll von Jubel, sie glaubten, nun sei das Reich Gottes gekommen, und der, dem der Jubel gilt, der einzige Traurige, der einzige, der nicht mit fortgerissen wird durch diesen Jubel. Das ist leibliche und geistige Gesundheit, Kraft und Urwüchsigkeit, wie man sie sich nur irgend vorstellen kann. Dürer hat richtiger gesehen als die Alten und die Neuen.

Der geistig und leiblich Gesunde ist glücklich, es entgeht ihm eine Menge von dem, was man Menschenleid nennt; und der Herr ist noch um eines anderen willen glücklich. Es muß etwas Anziehendes in seinem ganzen Wesen sich kundgegeben haben. Schriftgelehrte, alte gelehrte Herren, die sich über Gesetzesfragen streiten, sind bis auf diesen Tag nicht geeignet, sich mit einem Kinde abzugeben; und das erste Bild, das aus dem Leben Jesu uns gezeichnet

wird, ist, daß diese alten Herren ihre Gelehrsamkeit und Bornehmheit vergessen: das Kind ist in ihrer Mitte, und es hört nicht nur, es fragt auch, und sie sind von ihm eingenommen. Es ist nicht anders, sobald man mehr von ihm hört. Ein paar Fischer sind bei der Arbeit, und es bedarf nichts anderes, als daß er sagt: „Folget mir nach!“ Sie lassen die Netze, lassen den Vater mit den Knechten und folgen ihm nach. Was hat sie gefesselt? Das, was aus seiner Person herausleuchtete und die Menschen faßte. Am anschaulichsten ist die Schilderung des Johannes-evangeliums über Philippus und Nathanael. Philippus, ganz glücklich darüber, daß er nun den gefunden hat, von dem Moses und die Propheten geweissagt haben, merkt nicht den Widerspruch, der in seiner Rede liegt. Und Nathanael, der den Herrn noch nicht gesehen hat, der sofort den Widerspruch bemerkt und widerstrebend dem Worte folgt: „Komm und sieh“, er hört ein paar Worte und ist überwältigt. Und das bleibt sich gleich. Das Volk ist sofort für ihn eingenommen. Die Bornehmen, die Schriftgelehrten und Pharisäer, sind nicht von Anfang an Jesu Feinde. Sie laden ihn ein, er ißt mit ihnen. Und ebenso die Zöllner; sie freuen sich, mit ihm auf derselben Bank zu sitzen. Das geht so fort bis zuletzt. Wahrscheinlich hat Pontius Pilatus zum ersten Male den Namen Jesu gehört, als man ihn vor ihn führte, und der Eindruck von dem, was Jesus war, ist so tief, daß er von da an wünscht, ihn freizusprechen. Er ist nur zu schwach und zu feig, es durchzusetzen. — So kann man sagen, daß in der Person des Herrn etwas lag, das die Menschen unwillkürlich an ihn fesselte. Und nehmen wir nun das letztere zusammen mit dem ersteren: daß sich ihm jede Thür zu den Menschen aufthat, daß für ihn jeder Weg

bereit war und daß er in geistiger und leiblicher Gesundheit diesen Weg beschreiten und arbeiten konnte, ja, muß man nicht sagen: Ein Mensch, glücklich wie kein anderer! Was wünschen wir uns Höheres? So erscheint das Leben des Herrn auch wirklich als ein Leben, in dem er glücklich sein konnte. Wenigstens im Beginne. Mit anderen Worten, wenn man sich das Leiden des Herrn vergegenwärtigt, so tut man gut, sich daran zu erinnern, daß er von Leiden, die seine Person als solche getroffen haben, zunächst wenig berührt wurde. Dadurch war ihm viel erspart, was anderen aufgelegt ist.

Aber an Leiden hat es trotzdem in seinem Leben nicht gefehlt, ja, die Leiden häufen sich in seinem Leben mehr und mehr. Aber darin liegt für ihn etwas Erleichterndes: das Leiden, das ihn traf, war Berufsleiden; nicht von dem, was er gewesen ist, stammt es, sondern von dem Berufe, den er hatte, von dem Berufe, dem er sich nie entzog. Dieses Berufsleiden hat er sehr frühzeitig zu spüren bekommen; es beginnt alsbald, da er anfang, seinen Beruf zu erfüllen. Ich möchte erinnern, daß er, als er Unglauben fand, als er Zweifel fand, als er Ablehnung fand, das alles wirklich als Leiden empfunden hat. Wir lesen im Markusevangelium, das sich auch hier als ein genauer Bericht zeigt — Sie kennen ja die Szene —: man fordert ein Zeichen von ihm. Er lehnt ab. Bei Markus heißt es nicht nur, daß er antwortet: „Es werden diesem Geschlechte keine Zeichen gegeben werden“, sondern: Er seufzt tief auf. So wird der Eindruck charakterisiert: daß sie Zeichen fordern, um zu glauben, das betrübt ihn, das grämt ihn. Ähnlich — es erzählt dies wieder Markus —, sie belauern ihn, ob er am Sabbat heilt, um eine Sache wider ihn zu haben. Was er empfindet, berichtet Markus

mit den Worten: „Er war betrübt über die Verstockung ihrer Herzen“. Es ist für ihn ein Leid. Daß sie auf ihn lauern, statt das zu nehmen, was er ihnen bringen will, darüber ist er betrübt, das wird ihm zum Schmerz, das beunruhigt sein Gemüt. Es ist ähnlich, als sie ihn versuchen mit der Frage: „Ist es recht, dem Kaiser den Zins zu geben oder nicht?“ Auch hier hören wir, daß er sie abweist mit der Frage: „Was versucht ihr mich?“ In dieser Frage liegt, daß das, was er erfuhr, ihn schmerzhaft berührt hat. Und je mehr nun der Unglaube sich steigert, je mehr er zur Unfähigkeit, zu glauben, zum direkten Widerwillen zu glauben, wird, um so mehr steigert sich dieser Schmerz, steigert sich für ihn das Leid. Ich habe eben an den Einzug in Jerusalem erinnert. In diesen Jubelrufen, in dieser Prozession ist er betrübt. Aber es wäre zu wenig, wenn ich sagen würde, betrübt. Hier schildert uns Lukas: Sie ziehen vom Ölberg herunter, da liegt die Stadt vor ihnen, die jedem Israeliten als die heilige Stadt galt, die nun im Frühlingsglande lag. Aber er denkt nicht an die Schönheit, er denkt, daß nun die Zeit vorbei ist, da er auf diese Stadt einwirken kann. Und eben, da er ihre Schönheit sieht, da brechen ihm die Tränen aus den Augen. Für ihn wird der Unglaube, den er findet, zum Schmerz. Natürlich ist das noch verstärkt Erfahrungen gegenüber wie dem Verrat des Judas. Von Kaiser Friedrich I. wird erzählt, er habe einmal, als einer der Fürsten ihm die Treue brach, gesagt: „Gott sei Dank, daß wir einen schlechten Freund auf gute Weise losgeworden sind“. Man versteht es, wie man so urteilen kann, wenn das Vertrauen getäuscht wird. Schmerz liegt in dem Urteil aber nicht, sondern in dem Urteile liegt die Verachtung dessen, der den Verrat geübt hat.

Man will eben mit ihm nichts mehr zu tun haben. Wie Jesus über den Verrat des Judas urteilt und empfindet, das ist ganz anders. Er empfindet das ganz als ein Leiden, als einen Schmerz, den er zu tragen hat. Indem er sagt: „Habe ich nicht euch zwölf erwählt, und einer von euch ist ein Teufel“, liegt in der Nebeneinanderstellung: Er hat ihnen gegeben, was er nur konnte, und nun trifft er auf eine Feindseligkeit, die er nicht überwinden kann, der tiefe Schmerz, den er drückend empfindet. So verstehen wir, daß Johannes, indem er vom Verrat des Judas spricht, uns die Empfindungen des Herrn darlegt, indem er sagt: Er war erschüttert im Geist; er war erregt über das, was er erfuhr; das war für ihn ein Schmerz. So hatte er Leiden zu tragen, aber es war für ihn Berufs-leiden, es war nicht zunächst persönliches Leiden.

Die Frage, deren Antwort wir suchen, ist: Wie hat er sich nun zu diesem seinem Berufsleiden gestellt? Zu der ganzen Klasse von Leiden, die nach dem Gesagten ihn begleiten von Anfang seiner Tätigkeit an und die sich stets steigern, finden wir hier die eine Antwort, die man geben kann: Er hat alles daran gesetzt, innerlich fertig zu werden mit dieser Tatsache, nicht durch sie innerlich gebunden zu werden, sondern auch dieser bitteren Erfahrung innerlich frei gegenüberzustehen, so daß sie ihn nicht hinderte auf seinem Wege. Wie wird sie erreicht, diese innere Freiheit den Leiden gegenüber? Wenn man die schon benutzte Stelle, Matthäus 11, herbeizieht, so haben wir hier eine Antwort: Er dankt Gott, daß er den Klugen und Weisen es verborgen hat, aber den Unmündigen offenbart; denn so sei es wohlgefällig vor Gott. Sie sehen, in dem Dankgebet liegt ganz die Tatsache, daß er auf Unglauben stieß, aber er sieht nun in dieser Tatsache den Finger Gottes,

des Gottes, der sich der Gerungen und Niedrigen erbarmt, der ihn gesandt hat, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist. Und indem er dieses darin sieht, sieht er einen Grund zum Danken. Denen wird geholfen, die der Hilfe am meisten bedürfen; denen wird geholfen, die am wenigsten Hoffnung zu haben scheinen. Das ist Gottes Wille, und das veranlaßt ihn zum Danken. Wenn man danken kann, dann ist man innerlich nicht mehr gefesselt von der Tatsache, die unruhig macht. — Aber damit ist es noch nicht genug; denn damit ist nur das ausgesprochen, daß die Erfahrung des Unglaubens in ihm aufgewogen wird durch die Erfahrung des Glaubens, die er ebenfalls macht; aber beseitigt wird die erstere dadurch nicht. Wie ist er mit der Tatsache, daß er nicht überall offene Ohren, sondern daß er Unverständnis und schlechten Willen fand, fertig geworden? Hier steht er vor der großen Zweifelsfrage, mit der Jahrhunderte, ja, was sage ich, Jahrtausende sich abgemüht haben: Woher stammt das Böse in dieser Welt Gottes? Es ist dies eine alte Frage, die immer bleibt. Es ist dies die Frage, die einen jeden beschäftigt, der durch dieses Leben hindurchgeht und der nicht nur an sich selbst denkt, sondern der auch an die Gemeinschaft denkt, in der er steht, und an das Volk, dem er angehört, und an die Menschheit, deren Glied er ist, und der sieht, wie das Böse eine Kraft ist, die nur zerstört und hindert und tötet. Diese Frage läßt keinen los, bis er eine Antwort auf dieselbe gefunden hat. Jesus hat die Antwort; er sagt: „Die Pflanzen, die mein Vater nicht gepflanzt hat, die müssen ausgerottet werden.“ Hierin liegt für ihn die Antwort darauf, daß er Hindernisse findet, daß er Unglauben findet. Das gehört zu dem, worein er sich fügen kann; denn das ist nicht von seinem

Vater; er kann sich aber darein fügen, weil er gewiß ist, nur das, was von seinem Vater ist, nur das Gute, hat ewige Dauer. Und so löst sich ihm die Zweifelsfrage in der Sicherheit: das Gute ist vom Vater, und in der anderen Gewißheit, daß das Gute das Böse schließlich überdauern wird, so daß das Böse nicht ewig sein wird. Gott wird die Harmonie wiederherstellen, er wird die Frage lösen — der Herr verweist oft genug darauf —, lösen im Gericht. Und daß dann nur das Gute bestehen wird, in dieser Gewißheit ist er dem Bösen gegenüber, ist er diesem Leide gegenüber innerlich frei geworden.

Aber man würde den Herrn sehr schlecht kennen, wenn man schon darin die Antwort fände auf die vorhin ausgesprochene Frage: Wie stellt er sich zum Leide? Das ist noch nicht die Antwort; sondern, daß er auch dem Leide gegenüber innerlich frei ist, das ermöglicht ihm erst, dem Leide gegenüber zu handeln; denn das ist das Charakteristische für den Herrn in seinem Berufsleiden, daß er nie nur leidet, sondern, daß er jedem Leide gegenüber in die Stellung des Handelns übergeht. Ich möchte hier erinnern, wie Matthäus das Tun des Herrn hintereinander charakterisiert. Es ist ihm nicht eigen, sondern es gehört zu den ganz übereinstimmenden und zu den am öftesten in den Evangelien wiederkehrenden Zügen, daß der Herr demgegenüber, was ihn grämt und was ihn leiden macht, sofort handelnd auftritt. Nun schildert Matthäus im 9. Kapitel die Steigerung dessen, was dem Herrn Leiden macht. Wir hören da zuerst von der Heilung des Sichtsbrüchigen. Etliche unter den Schriftgelehrten, die anwesend sind, die sagen in ihrem Inneren: Dieser spricht eine Blasphemie. Dieser Gedanke, den der

Herr ihnen anmerkt, ist für ihn Leiden. Denn wenn sie bei diesem Gedanken bleiben, so ist das, was er wollte, für sie verloren und vielleicht für den Geheilten auch. Deshalb läßt er es dabei nicht, sondern er sucht ihnen nun zu helfen. Denn wenn der Herr leidet, so ist jedesmal das nächste, daß er denen helfen will, durch welche er leidet. Er sagt zu ihnen: „Was ist leichter zu sagen: Dir sind deine Sünden vergeben! oder: Stehe auf und wandle?“ Wozu er so fragt, das ist sofort zu erkennen. Nicht um vor den Augen der Anwesenden einen Sieg zu erringen, sondern um das Urteil Blasphemie zu überwinden und den falschen Gedanken zu bekämpfen, mit dem sie ihm gegenüberstehen. Das war ein unausgesprochenes Bedenken, ein Gedanke. Hören wir, wie er sich zum ausgesprochenen Bedenken stellt. Der Herr selbst und seine Jünger essen mit den Böllnern und Sündern. Das Bedenken wird ausgesprochen: „Warum ißt euer Meister mit den Böllnern und Sündern?“ Gerade das gehört zu dem, was für den Herrn schmerzlich war. Sie erkannten nicht, daß er gekommen war, die Sünder zur Buße zu bringen. Er läßt aber das Wort nicht unerwidert, sondern er entgegnet ihnen: „Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit“. Wieder wird dem, der ihm ein Leid zufügt, die Hand entgegengestreckt, daß er anders werde. Der Fortgang geht noch darüber hinaus. Im 12. Kapitel erzählt Matthäus von neuem von dem Widerspruch, den Jesus fand. Es handelt sich um die Heilung am Sabbat. Es ist ein Stück mehr im Widerspruch: nicht nur, daß sie unverständlich fragen, sondern nun versuchen sie ihn: „Ist es auch recht, am Sabbat zu heilen?“, daß sie einen Anlaß hätten, ihn zu verklagen. Und er ant-

wortet, indem er an sie selbst appelliert: „Was tut ihr, wenn euch ein Ochse oder Esel in den Brunnen fällt?“ und will sie dadurch zu dem Einsehen des Unrechts bringen, das in ihrem Urteil liegt. Die nächste Steigerung bringt Matthäus 12: Sie sprachen: „Er treibt die Dämonen aus durch Beelzebub, den obersten der Dämonen“. Das unausgesprochene Bedenken verschärft sich hier zu der ausdrücklichen Verwerfung und zu einem ausgesprochenen Urteil über das, was er tut, und über seine Person; so ergibt sich für ihn wieder das Leid. Aber er bleibt sich gleich und sucht sie zu überführen, um sie zur Aufgabe ihres törichten Urteils zu veranlassen; er sucht sie zu überführen, indem er sie warnt. Das ist die Art und Weise, wie der Herr im Leiden sich zeigt: nicht nur leiden, sondern immer handeln. Und er sucht immer denen zu helfen, die ihm das Leid zufügen. Erst dann, wenn er auf den Widerspruch trifft, der grundsätzlich gegen ihn gerichtet ist, für welchen es eine Umkehr nicht gibt, schneidet er das Verhältnis zu den Gegnern ab. Im 21. Kapitel des Matthäus sehen wir, in welcher Weise er das tut. Sie versuchen ihn, und er antwortet: „Ich will euch auch ein Wort fragen“, und er fragt sie nach der Taufe des Johannes. Sie aber bleiben ihm die Antwort schuldig. Und da er nun durch seine Frage den Zweck nicht erreicht, den er wünscht, sagt er ihnen: „Nun rede ich auch mit euch nicht mehr!“, sagt ihnen aber noch den Ausgang voraus: „Ich sage euch, die Böllner und Sünder werden eher in das Himmelreich kommen, als ihr“. So der Herr im Leiden, in seiner Berufstätigkeit.

Ich habe aber erst die Hälfte von seinem Leiden, erst die eine Seite desselben ausgesprochen. Nicht nur der offensbare Unglaube hat ihm Schmerz gemacht, hat ihm Leiden

gebracht, nicht nur dieser Widerspruch, sondern auch der halbe Glaube, der Kleinglaube, die falschen Gedanken, die er im Kreise der Seinen findet. Auch das war für ihn Leiden; daß es Leiden war, zeigt sich an einer Anzahl von Beispielen, die uns berichtet werden. Ich habe neulich erinnert, der Herr wundert sich wohl über den Unglauben, den er findet, er wundert sich auch über das, was die Jünger tun. Die Jünger im Sturm, in ihrer Verzagttheit führen ihn zur Verwunderung, in der Verwunderung aber liegt Enttäuschung, das heißt Schmerz. Er hätte es anders erwartet, und er findet nicht das, was er erwartet. Er sagt bei der bekannten Heilung des dämonischen Knaben direkt: „Wie lange muß ich euch ertragen, dies, daß ihr nicht den Mut des Glaubens habt?“ In den Abschiedsreden des Herrn im Evangelium des Johannes geht dieser wehmütige Ton durch das Ganze hindurch. Der wehmütige Ton liegt nicht in dem, daß Jesus auf das blickt, was ihm widerfährt, er geht ja zum Vater; aber indem er auf die blickt, die er nun verläßt, und die nun allein gelassen werden müssen. Es ist Schmerz, wenn er sagt: „Philippus, so lange bin ich bei euch, und du kennst mich nicht?“ Es ist Trauer, wenn er sagt: „Warum fragt ihr untereinander?“ Selbst, daß sie ihm sagen: „Jetzt glauben wir“, bereitet ihm Schmerz; denn indem sie das sagen, stehen ihm ein paar Stunden später vor Augen: da werden sie zerstreut sein; und wie tief dieser Schmerz für den Herrn sein konnte, das wissen wir am meisten aus seinem Verkehr mit Petrus, da Petrus sich ihm in den Weg stellt mit dem Worte: „Das widerfahre Dir nur nicht!“ Da weist er ihn zurück als einen, der ihn angreift, wie der Versucher. Auch darin liegt der Schmerz und die Trauer über das, was ihm widerfährt.

Das ist die zweite Seite seines Berufsleidens, diese Unvollkommenheit, die ihm bei der Vollendung seines Werkes entgegentritt; und wie verhält er sich hier? Hier kann ich mit der Antwort ganz kurz sein; denn er verhält sich hier nicht im mindesten anders als gegenüber dem Leide, das ihm vom Unglauben kommt: auch hier wird ihm das Leid der Anlaß zum Handeln. Sene Unfähigkeit der Jünger, auf seine Gedanken einzugehen, wie wir sie in den letzten Reden finden, wird ihm zum Anlaß, immer wieder eine andere Seite hervorzuheben, um sie endlich dahin zu bringen, wohin er sie haben will. Er hilft hierbei dadurch nach, daß er die Dinge beim richtigen Namen nennt. Ihre Furcht im Sturm ist Mangel am Glauben; dem Vater des dämonischen Knaben sagt er: „Wenn Du glauben könntest!“ Er hilft ihm damit zur Antwort: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!“ und dem Kinde ist geholfen. Hier sehen wir die Art und Weise, wie der Herr leidet. Er leidet nie, indem er jammert, er leidet nie, indem er verzagt, er leidet nie, indem er erliegt, und er leidet nie, indem er irre wird, sondern, was ihm zum Leiden wird, wird ihm ein Anstoß zum Handeln, und so sucht er das Leiden zu überwinden, dieses Berufsleiden zu überwinden, indem er seinen Beruf auch an denen, die ihm Leid machen, erfüllt, indem er auch sie zu retten sucht. Das war Trost im Leide. Denn wer den Verlorenen findet, freut sich wie derjenige, der gefunden wird. Der das verlorene Schaf findet, legt es auf seine Schulter mit Freude, und die Frau, die den verlorenen Groschen findet, spricht: „Freuet euch mit mir“. Das sind Erfahrungen des Herrn, in denen sich ihm aus der Trauer die Freude entwickelt. Denn er war der Mann, von dem man sagen konnte, ihm war

das Glück sicher, und der doch durch seinen Beruf leiden mußte, Leiden, das er nicht heute oder morgen nur tragen mußte, sondern das verbunden war mit seinem Berufe.

Aber der Ausgang heißt nun nicht mehr: ἀνέχεσθαι, sondern der heißt: πάσχειν. Es ist ein Unterschied zwischen den beiden griechischen Worten; im ersteren liegt die Tätigkeit und im letzteren liegt zunächst, daß alles, was von außen über den Menschen hereinstürmt, von ihm äußerlich und innerlich empfunden wird, daß dies alles durchgekostet werden muß bis auf die Reige. Dieses Leiden hatte einen Ausgang, den der Herr vorhersah. Er hat gewußt, wie schwer ihm das sein wird. Lukas berichtet uns schon aus der Zeit seines früheren Wirkens ein Wort, das er sagt: „Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden, was wollte ich lieber, als es brennte schon! Aber ich muß mich taufen lassen mit einer Taufe, und wie ist mir so bange!“ Er weiß, das, was ihm bevorsteht, ist doch noch anderes und größeres Leid, als das, was er bisher auf seinem Wege gefunden hat. Und ganz ähnlich spricht der Herr im Evangelium des Johannes, als die Griechen zu ihm gekommen waren und ihn sehen wollten, Johannes 12: „Meine Seele ist voll Unruhe.“ In dem Gedanken, daß er sterben muß, empfindet er voraus, daß dies letztere doch noch etwas anderes sein wird als das, was er bisher erlebte, was er bisher an Leid ertragen.

Und worin bestand nun dieses sein Leiden im eigentlichen Sinne? Wenn man die Leidensgeschichte durchliest, so findet man eins: es kommt dabei gar nicht zur Erwähnung, was man Schmerz im äußeren Sinne des Wortes nennt. Daß die Kreuzigung der furchtbarste Tod ist, den man sich überhaupt denken kann, sagt keiner der

Evangelisten. Darüber gehen sie hinweg. Daß er ge-
 geißelt wurde, das wird erzählt, aber es wird nicht her-
 vorgehoben. Dieser Schmerz, diese Seite des Leidens
 tritt zurück. Selbst die Furcht vor dem Tode wird in den
 Berichten der Evangelisten nicht hervorgehoben. Worin
 bestand nun dieses Leiden, dieses *πάθειν*, das er am
 Ende seiner Wirksamkeit durchmachen mußte? Mich dünkt,
 wenn man die Geschichte verfolgt, so kann kein Zweifel
 sein, wie man zu urteilen hat. Dieses sein Leiden be-
 stand darin, daß sie ihn alle verließen, bestand darin,
 daß sie ihm alle Leid machten. Das ist der Kelch, den
 er leeren mußte. Er selbst spricht es aus, was ihm be-
 vorstand, nämlich, daß sie sich alle an ihm ärgern wür-
 den, und das hat sich nach den Berichten der Evangelien
 in einer geradezu erschütternden Weise an ihm vollendet.
 Es beginnt, indem der Verrat einen Ort findet im eng-
 sten Jüngerkreise; was man nicht hätte für möglich
 halten sollen, was eins der größten psychologischen Rätsel
 ist, es ist zur Tatsache geworden: daß einer, der mit
 Jesús wandelte, ein paar Jahre lang, und der mit ihm
 ein- und ausging, daß der ihn verriet, — einer von
 denen, die seine Zeugen sein sollten in der Welt. Ich
 glaube, erst wenn man das hinzusetzt, erkennt man ganz,
 was das heißt: Das war die Absicht, und das war der
 Erfolg! Und was mit dem Verrat begann, das setzt sich
 dann fort. Der Herr kannte die Schwäche seiner Jünger.
 Er nimmt sie mit sich in den Garten. Sein Wunsch ist,
 daß sie mit ihm wachen, daß das Unheil nicht plötzlich
 über sie kommt und sie dann schwach sind und überwäl-
 tigt werden, sondern daß sie stark sind. Aber er täuscht
 sich in ihnen, sie vermögen nicht eine Stunde mit ihm
 zu wachen; sie haben nicht die Kraft, die ihnen notwendig

ist für diese Stunde. Und das Ende war: sie verließen ihn alle. Und wieder waren dies diejenigen, die Zeugen sein sollten von dem Herrn in der Welt, waren es diejenigen, die sein Werk fortsetzen sollten, wenn er aus der Welt geschieden war. Wenn die Feinde ihn nun töteten, was blieb?

Und so geht es fort. Die Häfcher sind die nächsten, die ihm gegenüberstehen. Ich habe vorhin erinnert, es muß etwas Anziehendes an ihm gewesen sein, das die Menschen fesselte. Sie kennen die Szene, daß diejenigen, die dazu ausgesandt, nicht wagen, Hand an ihn zu legen. Sie kommen beschämt in den Hohen Rat zurück und werden dort gescholten. Dieser sein unwillkürlicher Einfluß auf die Menschen ist so groß, daß keiner wagt, die Hand an ihn zu legen. Und jetzt bekommen sie Gewalt über ihn, jetzt legen sie die Hände an ihn. Und nicht nur das, die ganze Roheit, die in den Menschen steckt, äußert sich nun im Kreise der Häfcher und Soldaten an ihm. Er hatte keinem von ihnen ein Leid getan; aber sie wetteifern, ihm Leid zuzufügen, und sie verhöhnen das, was er war. Ein Prophet wollte er sein; dann sollte er ihnen künden, wer ihn geschlagen hatte und dergleichen mehr. Und dann steht er vor dem Hohen Rat. Er spricht ganz ernst mit ihm; aber nirgends ein Widerhall; denn sie sind vorher schon entschlossen: „Es ist besser, daß dieser Mensch sterbe, sonst kommen die Römer und nehmen uns Land und Leute“. Es ist ein Justizmord, ein Justizmord, der beschlossen war und der ausgeführt wird; und dazu wird mißbraucht der Name seines Vaters; denn die Anklage lautet auf Gotteslästerung. „Damit die Römer nicht kommen und nehmen Land und Leute“, ist dann noch dazugesetzt, um noch leichter zur Durchführung

zu bringen, was die Hohenpriester beabsichtigen. Das Volk hatte ihm eben zugejubelt als dem König, und nun schneiden sie das Band zwischen ihm und sich entzwei: „Wir haben keinen König als den Kaiser“. Für sie ist er nicht der Helfer, ist er nicht der Heiland! So ist er von allen verlassen, von den Seinen und von den Großen, von dem Volke und endlich auch von Pontius Pilatus. Ich habe erinnert, Pontius Pilatus hatte einen Eindruck von dem, was Jesus war; aber er hat ihn doch verurteilt, denn die Feigheit, die in ihm war, die moralische Skepsis, die der Grund dieser Feigheit war, ließ ihn nicht dazu kommen, das Rechte zu tun. Wenn die Menschen so sind, wem ist dann zu helfen? Verlassen von den Seinen, verraten von einem Jünger, das Verlassen sich steigend bis zur Verleugnung, verstoßen von den Menschen, verworfen von den Führern des Volkes und hingerichtet von dem, der in des Kaisers Namen Recht zu üben hat auf Erden, das heißt von allen verlassen! Und ist das nicht der ganze Erfolg der Arbeit, die er getan hat? Alles dasjenige, was er erreicht hat, droht nun in sich zusammenzustürzen. Er stirbt, und keiner bleibt, der Zeugnis gibt von ihm. Er stirbt, und das Volk war nicht bereit, umzukehren. Was wird aus seinem Werke?

Man kann nun diesen Gedanken noch weiter führen: Nicht nur, daß sie ihn alle verlassen, auch die, die ihm nun noch nahetreten, die machen ihm Schmerz. Die Weiber aus Jerusalem, die ihm nachfolgen und weinen, weinen über das Unglück eines Nebenmenschen und beweisen eben damit, daß sie nicht die Gewalt haben, der Stunde, in der sie leben, gewachsen zu sein; daß sie nicht erkennen, daß jetzt ihr Volk die Sünde tut, die nicht mehr zurück-

genommen werden kann. Er sagt ihnen: „Weinet nicht über mich, sondern über euch und eure Kinder!“ Darin liegt: Ihnen habe ich helfen wollen und nicht helfen können. Und ihr wißt gar nicht, wie es mit euch steht; ihr solltet weinen über euch! Und zuletzt steht noch die Mutter unter dem Kreuze, und auch ihr Anblick ist für ihn ein Schmerz; jetzt kann er ihr nicht mehr helfen; das ist die Stunde, wo das Schwert durch die Seele dringt, und er muß sie allein lassen. Er sieht ihr Leid und kann es nicht ändern. Wenn man so im Anfang von dem Leben des Herrn den Eindruck hat, daß er zu den Glücklichen gezählt werden kann, jetzt hat man den Eindruck, er gehört zu den Unglücklichsten. Das ist ein ganz anderer Schmerz, als wenn man nur sagt: Er erlitt den schrecklichsten Tod. Das Zucken der Nerven in den ausgespannten Armen, das ist nicht der Schmerz, der die Seele zerreißt.

Und immer haben wir noch nicht alles genannt. Als der Herr seinen Jüngern voraussagt: „Ihr werdet mich alle verlassen, so daß ich allein bin“, da fügt er hinzu: „Aber ich bin nicht allein; denn der Vater ist bei mir“. Er sagt das noch am Abend vor seinem Tode. Und als der Tod wirklich kam, als es sich vollendete, daß ihn alle verlassen hatten, da bricht er aus in die Worte: Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen? Es ist mehr, als er sich dachte. Nicht nur die Menschen, sondern auch die Hand des Vaters findet er nicht mehr. Ich halte das Wort nicht für richtig gedeutet, wenn man sagt, er fühlte sich von Gott verstoßen. Der Verstoßene ruft nicht: „Mein Vater!“ Sondern das Wort „Warum hast Du mich verlassen?“ heißt: Er findet sich nicht mehr in das, was ihn vor-

her innerlich freimachte, in die Wege Gottes. Gott hat ihn gesandt in die Welt, sein Werk zu tun, und er hat seinen Beruf ausgerichtet, und das Ende ist, daß alles, was er mit seinem Berufswirken erreicht hat, zusammenfällt. Und Gott läßt es dabei, Gott greift nicht ein, um zu wehren und um zu helfen. Er ist freilich dessen sicher, daß er auch durch diese Stunde hindurch zum Vater geht; aber was wird mit denen, von denen er sagt, daß er sie in der Welt lassen muß, für die er betet, daß Gott sie nicht von der Welt nehmen möge? Das ist das „Warum hast Du mich verlassen?“ Warum fehlt alle Frucht des Wirkens?

Und wie leidet der Herr? Man kann den Gedanken, den ich vorhin aussprach, mit Recht auch auf dieses Leiden anwenden. Auch hier verzagt der Herr nie, und er erliegt nicht, sondern auch hier wird ihm das *πάσχειν* dann zum *ἀνέχεσθαι*. Auch hier hat er mitten im Leid geholfen, wo er konnte. Das läßt sich an allen einzelnen Beispielen durchführen. Als Judas ihm entgegenkommt, um die unglaubliche Tat zu vollenden, den Meister zu verraten, da ist das letzte Wort, was Jesus zu ihm spricht, eine Mahnung zur Buße: „Wozu bist du gekommen; verrätst du des Menschen Sohn mit einem Kuß?“ Und die Mahnung zur Buße schließt immer in sich die Hoffnung und den Willen des Heils. Die Tat war vollendet, aber der Täter war noch zu retten, und er sollte noch gerettet werden. So spricht er mit Judas. Und mit den Häschern: „Das ist eure Stunde und die Macht der Finsternis“. Auch sie sucht er zu retten. Und man braucht kaum zu sagen, daß sein Verkehr mit den Jüngern im Garten und dann mit Petrus nur den Zweck hatte, ihnen zu helfen: „Wachet und betet, daß ihr

nicht in Anfechtung fallet“. Sie waren so schwach, daß sie Vorwürfe verdienten, und er spricht so freundlich ihnen zu: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach“. Er appelliert an die Willigkeit. Dem Petrus sagt er voraus, daß er ihn verleugnen werde. Und der Blick, den er dem Petrus im Vorbeigehen zuwirft, will ihm sagen, daß er noch zu retten ist. Vor dem Hohenrate gibt er noch Zeugnis von seinem Vater, und sein Verkehr mit Pontius Pilatus ist nur eine Arbeit an diesem Manne. Wenn man den Bericht des Johanneſevangeliums durchlieſt, ſo ſieht man, daß er immer die Menſchen auf den richtigen, beſſeren Weg führen will, Pontius Pilatus wie das ganze Volk. Seine letzte Predigt waren jene Worte an die weinenden Frauen. Und diese letzte Predigt war eine Bußpredigt. Und so spricht er auch mit seiner Mutter. Er kann sie nicht mehr trösten, ein anderer mag es tun, so gut er kann. Und genau so handelt er mit dem Schächer, der von ihm gehört hat, und der nun am Kreuze als der einzige Gläubige bei ihm ist. Den tröstet er mit der Hoffnung, mit ihm im Paradiese zu sein. Aber ein Zeuge ist auch dieser einzige Gläubige nicht; denn er stirbt.

Und nun kommt jene Stunde der Finsternis, deren Ende der Ruf ist: „Warum hast Du mich verlassen?“ An den Ruf schließt sich aber an die einzige Freundlichkeit, die der Herr in diesen Stunden erfahren hat, das einzige, was ihm von einem, der leben blieb, erwiesen wurde: ein Soldat trinkt ihn mit dem sauren Wein, den die Wache zu trinken pflegte. Da spricht der Herr: „Es ist vollbracht!“ Und darauf: „Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Aus der Unruhe: Wie wird

es mit meinem Werke werden? ist er zur Ruhe gekommen, und man darf vielleicht sagen, diese letzte Freundlichkeit, die er von einem Heiden erfuhr, von einem römischen Soldaten, der nichts von ihm wußte und ihn wahrscheinlich zum ersten Male sah, das ist für ihn das Unterpfand, daß das, was er gearbeitet hat, doch nicht vergeblich war, so daß er schließlich auch in seinem Leide die Welt überwindet und daß er, der Leidende und Sterbende, Glauben findet. Dann ist es vollbracht. Und nun stirbt er, und er stirbt nicht unter der Ermattung des Todesleidens, eben hat er noch laut gerufen, eben hat er den Labetrank zu sich genommen — sondern er stirbt, indem er seine Seele in Gottes Hand gibt. Luthers Übersetzung: „Ich befehle meinen Geist in Deine Hände!“ täuscht uns etwas über den Sinn; der Sinn ist: „Ich übergebe meinen Geist in Deine Hände!“ Das heißt: „Niemand nimmt das Leben von mir; denn ich habe Macht, das Leben hinzugeben“. Nun ist die Zeit gekommen, da er scheiden kann, und nun stirbt er, indem er handelt, indem er seinen Geist in Gottes Hände gibt.

Das charakterisiert den Herrn. Nie ein Leiden allein, sondern immer im Leiden das Handeln. Man spricht von der Majestät des Todes und von der Majestät des Leidens. Das ist ein gutes Wort. Ein wirklich Leidender ist stets eine Erscheinung, vor der man Ehrfurcht empfinden soll. Ich kenne aber nichts, was die Worte Majestät des Leidens und Majestät des Sterbens wirklich als nicht übertrieben zeigt, wenn nicht das Leiden und Sterben des Herrn. Er ist groß, indem er leidet, und er ist reich, indem er für uns stirbt. Es fehlt jeder Vergleich zu dem, wie er leidet, zu dem, wie das Leiden ihm zum Handeln wird.

Der sittliche Fortschritt der Menschheit und das Christentum.

Wenn man den sittlichen Fortschritt im Verhalten der einzelnen Menschen und der einzelnen Völker sucht, so könnte man auf den Gedanken kommen, daß es überhaupt Fortschritte nicht gibt. Und sieht man ab von den augenblicklichen Zuständen, betrachtet man die Welt im großen, so nimmt man ein Auf und Ab wahr: im Anfang, in der Jugend der Völker, in der Regel sittliche Kraft, wenn die Völker ermatten, sittliches Ermatten. Die Welle steigt, und die Welle fällt, die Welle des Lebens wie die Welle der Sittlichkeit.

Es wäre unrichtig, den sittlichen Fortschritt der Menschheit überhaupt zu leugnen. Er ist vorhanden. Man erkennt ihn sofort, wenn man sein Augenmerk auf die Entwicklung der sittlichen Anschauungen richtet. Betrachtet man die Geschichte der Sittlichkeit von diesem Gesichtspunkt aus, so ist klar, daß für die sittliche Entwicklung der Menschheit das Christentum die allergrößte Bedeutung hat. Der Fortschritt der Menschheit zeigt sich primär nicht darin, daß viele einzelne vollkommener werden, sondern darin, daß immer weitere Lebensgebiete unter den Gedanken der sittlichen Pflicht gestellt werden. Dadurch, daß der Gedanke der sittlichen Pflicht sich auf ein neues Gebiet ausbreitet, wird das sittliche Bewußtsein der Menschheit gefördert und gehoben. Und diese Förderung wirkt dann auch auf das

Verhalten des einzelnen; dadurch wird auch das Verhalten des einzelnen gefördert. Denn unser Handeln, unser Tun und Lassen steht stets unter dem Einfluß des allgemeinen Bewußtseins. Daß gerade das Christentum für den Fortschritt der Menschheit in dieser Hinsicht außerordentlich kräftig und tief gewirkt hat, zeigt sich auf den aller verschiedensten Gebieten, nicht zum mindesten auf dem Gebiete des sexuellen Lebens, über das hier geredet werden soll.

Man kann das Schwanken des sittlichen Zustandes gerade hier recht deutlich wahrnehmen. In der Zeit, in der das Christentum auf den historischen Schauplatz trat, waren Zucht und Sitte in der antiken Welt gelockert, um nicht zu sagen aufgelöst. Einige Jahrhunderte vorher, in der Anfangszeit der römischen Republik, standen Zucht und Sitte in jeder Beziehung weit höher. Das ist das Auf und Ab in der sittlichen Welle, an das ich vorhin erinnerte. Das Christentum wirkte nun nicht nur als Reaktion gegen die sittliche Auflösung, suchte nicht nur die Rückkehr zu der alten Zucht und der alten Sitte. Hätte es nur so gewirkt, dann könnte man nicht von einem Fortschritt reden; dann hätte es nur die Bedeutung einer erhaltenden Kraft. Aber es brachte Neues.

Worin das Neue besteht, erkennt man, wenn man nach dem Unterschied fragt, der zwischen der vorchristlichen und der christlichen Beurteilung des sexuellen Gebietes vorhanden ist. Nun wäre es wieder Torheit, zu behaupten, daß Keuschheit und Reinheit erst mit dem Christentum in die Welt gekommen seien. Auch das Altertum hat diese Tugenden gekannt und bewundert. Es wäre auch nicht richtig, sich vorzustellen, daß die vollkommene Form der Ehe, die Monogamie, erst mit dem Christentum der Welt bekannt und durch das Christentum herrschend ge-

worden ist. Sie herrschte bei den Griechen, herrschte auch bei den Lateinern schon vor dem Christentum.

Also nicht in der Entdeckung neuer Tugenden, nicht in der Auffindung neuer Rechtsordnungen bestand dasjenige, was das Christentum Neues brachte. Es bestand vielmehr darin, daß es dieses ganze Lebensgebiet mit anderen Augen betrachten lehrte, als man bis dahin getan hatte. Dem Altertum galt das geschlechtliche Leben, soweit es nicht den Bestand der Ehe und damit die Sicherheit über die Rechtmäßigkeit der Kinder betraf, also Rechtsverhältnisse, als sittlich indifferent. Man bewunderte die Keuschheit, gewiß, aber wie eine Ausnahme. Daß alle zu ihr verpflichtet seien, wußte man nicht. Man tadelte die Ausschweifung, gewiß, aber nur wenn oder weil sie das Maß überschritt. Daß sie unbedingt verwerflich sei, das war dem Altertum fremd. Zugrunde lag die uralte Vorstellung, die noch einer der jüngsten und edelsten der griechischen Philosophen, Epiktet, ein Zeitgenosse des Christentums, dahin aussprach: „Den Leib hat der Mensch mit den Tieren gemein, die Vernunft mit den Göttern“. Danach schien das bloß Leibliche unterhalb der Linie der Pflicht und damit unterhalb der Linie der Sittlichkeit zu liegen. Demgemäß galt der außereheliche Geschlechtsverkehr der Jünglinge und Männer nicht als sittlich anstößig. Er wurde es erst, wenn er die Haupttugend der Griechen, das Maß, überschritt; aber man war doch sehr geneigt, das Maß sehr weit zu nehmen. Dem jungen Alcibiades hat seine maßlose Viederlichkeit in den Augen seiner athenischen Landsleute recht wenig geschadet; sie lachten nur: „Der Mann aller athenischen Frauen und die Frau aller athenischen Männer“. Es kam vor, daß Eltern, die es nicht erwarten konnten, bis sie einen Sprößling ihres

Sohnes auf dem Arme hatten, ihn beredeten, daß er sich mit einer Sklavin einlasse. Daß ein Ehemann eine Konkubine hatte, wurde nicht als Unrecht betrachtet. Nur wenn er sie in sein Haus einführte, hatte die Frau das Recht, auf Scheidung zu klagen, denn dadurch wurde ihre Stellung im Hause gehindert und gestört. Mit einem Wort: der strenge Begriff der sittlichen Pflicht war auf diesem Gebiete nicht vorhanden. Das Natürliche erschien als das Zulässige, soweit dadurch nicht Rechtsverhältnisse gestört wurden. Man begreift von da aus, daß ein Mann wie Plato den idealen Staat als einen Staat ohne Ehe denken konnte. Plato, die Alten sagten der „göttliche“ Plato, verletzte weder die sittliche Überzeugung noch das sittliche Gefühl seiner Zeitgenossen, indem er Weibergemeinschaft für einführbar hielt. Man zog die letzte Konsequenz, indem man auch die Verirrung in die Unnatur und in die Widernatur nicht unbedingt als sittlich verwerflich beurteilte. Was wir widernatürliche Unzucht nennen, das galt in der antiken Welt als zulässig. Das Volk ließ sich die Freiheit dazu nicht nehmen; nichts ist hierfür so bezeichnend als die Tatsache, daß der Kaiser Alexander Severus den Versuch machte, den öffentlichen Betrieb der Päderastie zu verbieten, und daß dieser Versuch undurchführbar war. Die Unsitte war stärker als das Gesetz.

Die Frucht, die aus diesem Mangel im sittlichen Urteil und infolgedessen in der sittlichen Haltung erwuchs, war nun bitter genug; sie reifte langsam, aber sie reifte. In den letzten Jahrhunderten der antiken Welt war sie reif. Die Grundlage für die Gesundheit eines Volkes, für die Kraft und Blüte eines Volkes, ist die Gesundheit des Familienlebens. Aber durch jene Herrschaft der Un-

sittlichkeit war in der ausgehenden antiken Welt das Familienleben tief zerrüttet, vor allen Dingen auch die Ehe tief zerrüttet. Die Leichtfertigkeit, mit der man in die Ehe trat, wurde nur übertroffen von der Leichtfertigkeit, mit der man sie wieder löste. Wie der Christ Tertullian über seine heidnischen Zeitgenossen schalt, daß sie nur heirateten, um das pikante Vergnügen zu haben, sich wieder scheiden zu lassen, so spottet der Heide Juvenal: „Während die Kränze von der Hochzeitsfeier noch nicht verweltet sind, denkt das junge Paar bereits an die Scheidung“; so sprach der Philosoph Seneca das bitterböse Wort aus, es gebe Frauen, die die Jahre nicht nach den Konsuln, sondern nach ihren Ehemännern zählten. Das war nun nicht Übertreibung. Dio Cassius erzählt, daß der Kaiser Septimius Severus sich entschloß, die Gesetze gegen den Ehebruch zu verschärfen. Aber es ging ihm genau wie Alexander Severus: als erst die gesetzliche Vorschrift da war, wurden sofort 3000 Prozesse anhängig; und man ließ die Verschärfung fallen; denn man sah: das war nicht durchführbar. Erklärlich, daß von Liebe und Treue in der Ehe vielfach nicht mehr die Rede war. Die Folgen aber zeigten sich auf allen Gebieten: die Eheflucht, die Folge: der Rückgang der Geburten, die Folge: der Rückgang der Bevölkerung und das Sinken der Kraft des Staates griffen immer weiter um sich. Man schritt gegen die erstere ein mit gesetzlichen Maßnahmen: unverheiratete Männer wurden mit gewissen Rechtsnachteilen belegt. Man suchte die Kinderzahl zu heben durch staatliche Belohnungen. Beides natürlich gänzlich vergeblich. Der Unsitte läßt sich nicht wehren durch Geld, sondern nur durch die Hebung der Sittlichkeit.

In diese Verhältnisse griff das Christentum ein. Wenn man alles dasjenige, was uns von Worten Christi

überliefert ist, überblickt, so findet man verhältnismäßig recht wenig Stellen, die sich auf die Verhältnisse des Sexuallebens beziehen. Und gleichwohl hat Jesus Christus den Grund für eine neue Beurteilung dieses Lebensgebietes gelegt. Ich fasse die Hauptpunkte in ein paar Sätze zusammen:

1. Jesus mußte nichts von einer Zerlegung des Menschen in das Tier und den Gott. Er kannte die menschliche Schwäche recht wohl, aber trotz derselben gilt ihm der Mensch stets als selbstverantwortliche Persönlichkeit, verantwortlich dem Gott, vor dem aller Schein zergeht, dem Gott, der ins Verborgene sieht und dem der Mensch verantwortlich für alles ist, von dem leisen Gedanken an bis zur Vollendung der Gedanken in der Tat. Damit galt ihm der Leib so wenig als vergänglich wie die Seele. Nach Jesu Anschauung sind beide, nicht nur die Seele, sondern auch der Leib für die Ewigkeit.

2. Das zweite ist, daß Jesus überall ausging von dem zweifellosen Recht der Ehe. Das liegt schon darin, daß er einfach die alttestamentliche Anschauung von der Begründung der Ehe durch die göttliche Schöpfung übernahm. Aber er sah in der Ehe nicht nur ein Rechtsverhältnis. Wenn man sich vergegenwärtigt, was darin liegt, daß er die eheliche Treue schon gestört sah durch einen unrechten Blick, erkennt man, daß er hier viel mehr sah als ein Rechtsverhältnis: er sah in der Ehe die allerzarteste und innigste Gemeinschaft, die zwischen Menschen möglich ist, eine Gemeinschaft, die enger ist als die zwischen Eltern und Kindern, und die edler ist als die edelste Freundschaft. Deshalb erschien ihm die Ehe als etwas Göttliches: Gott hat Mann und Weib zusammengefügt. Es war nur eine Folge daraus, daß Jesus die willkür-

liche Auflösung der Ehe als Sünde verwarf. Ein Rechtsverhältnis läßt sich lösen, ohne daß dabei ein Unrecht geschieht; aber ein sittliches Verhältnis läßt sich nicht lösen ohne Unrecht. Denn die sittlichen Verhältnisse binden für immer, es sei denn, daß sie zerbrochen werden durch Sünde, oder daß sie gelöst werden durch den Tod.

3. Weiter: Jesus sah hier, wie überall, die Sünde nicht in der einzelnen Tat, sondern er erkannte ihre Wurzel in der Gesinnung, diesem Mutterchoße der Tat. Nicht der erst bricht die Ehe, der die Frau seines Nächsten verführt, sondern der bereits hat sie gebrochen, der ein Weib ansieht, ihrer zu begehren; er hat mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen. Das Rechte liegt also nicht nur im Handeln, in der Enthaltung von dem Tatsächlichen, sondern das Rechte liegt in der Reinheit der Gesinnung; das Unrecht beginnt nicht mit der Tat, sondern es liegt schon in der schmutzigen Gesinnung. Der Fortschritt aber von der gemeinen Gesinnung zum gemeinen Wort und von da zur gemeinen Handlung ist unvermeidlich. „Der schlechte Baum muß schlechte Früchte bringen.“ Dieses ethische Gesetz ist für Jesus so sicher wie irgendein Naturgesetz. Deshalb ist es die letzte Pflicht, den Sinn rein zu halten; wer reines Herzens ist, der schaut Gott.

Das sind die Grundsätze Jesu. Wenn man will, sind sie höchst einfach. Und doch lag etwas völlig Neues in ihnen: erst von Jesus wurde das ganze Gebiet des sexuellen Lebens unter dem Gedanken der Pflicht gefaßt. Hier herrscht nicht der Trieb, sondern hier hat zu herrschen das Bewußtsein der Verantwortlichkeit über den Gedanken wie über das Wort und über die Tat.

Die nächste Generation nach Jesus hat diesen Grundsätzen eigentlich wenig hinzugefügt. Vor allen Dingen

blieb das Recht der Ehe durchaus anerkannt. Das Gegenstück dazu war die energische Verwerfung jeder Art von Unzucht. Paulus ist der Mann, der das Christentum durch die Welt geführt hat. In diesem Punkte kannte er keine Zugeständnisse an die menschliche Schwachheit, kein Zugeständnis an das menschliche Triebleben. Alle seine Briefe sind Zeugnisse davon. Schon in dem ältesten kleinen Briefchen, das wir von seiner Hand besitzen, stellt er den Satz an die Spitze aller seiner Ermahnungen: „Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung, daß ihr die Unzucht meidet“. Er fordert nicht minder Beherrschung des Leibes, wie er Beherrschung der Seele fordert. Er sieht geradezu den Unterschied zwischen Christen und Heiden darin, daß der eine so lebt und der andere so lebt. Solche Mahnungen kehren in allen seinen Briefen wieder. Es lag ihm daran, hier eine klare Gemeinüberzeugung und eine feste, alles beherrschende Sitte zu schaffen. Und wie er, so seine ältesten Genossen. Diese Arbeit war auch nicht vergeblich: durch das Christentum ist in der That das sittliche Urteil über dies Gebiet ein anderes geworden. Es ist unter den Gedanken der Pflicht und der Verletzung der Pflicht, des Rechtes und des Unrechtes getreten. Kürzlich hat ein Historiker den Satz ausgesprochen: „Zuerst auf dem Gebiete des sittlichen Lebens ist der Segen, den das Christentum der Menschheit bereitete, zu spüren gewesen und dort am kräftigsten.“ Der Satz ist richtig.

Was wir aus der Zeit der Apostel wissen, das bestätigt ihn. Einerseits förderte das Christentum das eheliche Leben, die Eheschließungen, mehr als es staatliche Verordnungen vermochten. Andererseits dämmte es die herrschende Unzucht zurück. Was das Christentum gegenüber

der widernatürlichen Unzucht empfand, war einfach Abscheu: die sich so versündigen, sind nicht nur Verbrecher, sie sind Ungeheuer, liest man bei einem Christen des 3. Jahrhunderts. Wer einer solchen Sünde sich hingab, der blieb für immer aus der christlichen Gemeinde ausgeschlossen. Überall aber in den christlichen Gemeinden rechnete man die Unzucht zu den schwersten Sünden, wie man damals sagte, zu den „Todsünden“, und überall in den ältesten christlichen Gemeinden schloß man deshalb die Unzüchtigen aus der Gemeinde aus. Es ist bekannt, daß es dabei nicht blieb, es konnte nicht dabei bleiben. Als erst die Volksgemeinschaft und die religiöse Gemeinschaft sich deckten, war ein Ausschluß aus der letzteren so gut wie unmöglich. Aber das hinderte nicht, daß das Urteil über dieses ganze Lebensgebiet gleich blieb. Man hat nie in der Frage nach Recht oder Unrecht geschwankt in der Ehe, nach der Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der Unzucht. Freilich: stationär blieben die Verhältnisse nicht. Jenes Auf und Ab wirkte fort. Wir wissen, daß in der Renaissancezeit die absteigende Welle wieder sehr tief ging. Hier griff nun die Reformation ein, die mit bitterem Ernste die alte Anschauung erneuerte, die alte Anschauung, daß es sich auf diesem Gebiete nicht um das Natürliche, also um das Erlaubte, sondern daß es sich um Recht oder Unrecht handelte.

Der einzelne Mensch kommt herunter, wenn er versucht, den Pflichtgedanken aus seinem Leben auszuschneiden; er steht sittlich um so viel höher, je mehr sein Gesamtleben vom Pflichtgedanken geleitet ist, je mehr ihm die Pflicht in Fleisch und Blut übergeht, zu einer anderen Natur wird. Nicht wer sich gehen läßt, ist stark, sondern wer sich zusammennimmt, ist stark, wer seiner selbst mächtig

tig ist. Nicht, wer sich die Zügel schießen läßt, sondern wer weiß, was er will, und wer will, was er soll. Und wie die einzelnen, so die Völker. Verlotterte Völker haben niemals Großes geleistet. Nur diejenige Nation hat die Zukunft, deren Sitte rein ist, bei der das eheliche Leben, dieses Fundament für die Zukunft des Volkes, heilig gehalten wird. Nur diejenigen Nationen stehen sittlich hoch, bei denen die Ehre der Frau, das Höchste und Reinste, was es gibt, jedem Manne heilig ist. Dafür zu sorgen, daß es so unter uns Deutschen bleibe — das ist des Mannes Pflicht.

Das Christentum und das irdische Gut.¹

Phil. 4, 12: Ich kann niedrig sein und kann hoch sein; ich bin in allen Dingen und bei allen geschickt; beides, satt sein und hungern, beides, übrig haben und Mangel leiden.

Das ist ein kühnes und stolzes Wort. Denn wie wenige Menschen sind so frei von der Knechtung unter die äußeren Verhältnisse, so unabhängig von dem, was man Glück und Unglück nennt, daß sie mit Fug sagen könnten wie der Apostel: Ich kann niedrig sein und kann hoch sein; ich kann reich sein und kann arm sein. Diese Kunst ist selten auf Erden. Sie war nie so selten als in unseren Tagen.

Vergleicht man die Gegenwart mit der Vergangenheit, so erhebt sich unser Jahrhundert in vieler Hinsicht weit über alle andern. Denn niemals war ein gewisses Maß geistiger Bildung so allgemein verbreitet als jetzt; niemals waren die politischen Rechte so gleich verteilt als jetzt; niemals wurde Recht und Gerechtigkeit so unparteiisch gehandhabt als jetzt; niemals waren die äußeren Lebensbedingungen für die Gesamtheit gleich günstig als jetzt; niemals hat der menschliche Geist in der Erforschung und Benützung der Naturkräfte ähnliche Triumphe gefeiert als jetzt. Man sollte meinen, jetzt wäre das Jahrhundert, in dem es eine Lust ist zu leben. Und doch ist niemals die Überzeugung, daß alles, was besteht, wert ist, zu Grund zu gehen, von so

¹ Mit gütiger Erlaubnis des Verlags J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen, abgedruckt aus „Gottesdienstliche Vorträge“.

ungezählten Stimmen gleich laut und unverhohlen ausgesprochen worden wie jetzt. So unerträglich erscheinen die Zustände vielen Tausenden, daß Mord und Brand, Zerstörung und Verwüstung als erlaubte Hilfsmittel gelten, sie zu ändern.

Wo liegt der Grund dieses seltsamen Widerspruchs zwischen dem Zustand und dem Urtheil? Jedermann kennt den Punkt, an dem die Kritik einsetzt: die ungleiche Verteilung von Mein und Dein. Millionen Menschen leben nur von dem täglichen Verdienst. Die Höhe ihres Arbeitslohnes richtet sich im wesentlichen immer nach dem, was der Mensch unumgänglich für die Erhaltung von Leib und Leben bedarf. Sie kommen deshalb nie weiter als zur Befriedigung der Naturbedürfnisse. Diesen Millionen steht gegenüber eine beschränkte Anzahl von Begüterten. Sie verfügen über die Mittel nicht nur zur Befriedigung des Notwendigen, sondern auch zur Erfüllung der überflüssigen, der oft törichten, der nicht selten unrechten Wünsche und Launen. Jene sind nicht nur arm; sie müssen unter den gegebenen Verhältnissen arm sein und arm bleiben. Diese sind nicht nur reich; sie müssen, wie die Dinge liegen, reich bleiben und reicher werden. Mögen einzelne von ihnen durch ihre Torheiten oder durch ihre Laster zu Grunde gehen, wie einzelne Besitzlose durch Glück und Tüchtigkeit sich über die Linie der Armut erheben können, so bleibt das doch für die allgemeine Lage ohne Bedeutung. Denn die Kluft zwischen Reichtum und Armut bleibt; sie erweitert und vertieft sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt.

Giergegen richtet sich der Angriff. Hat nicht jeder Mensch das gleiche Anrecht an die Güter und Gaben, die die Erde darbietet? Hat nicht jeder den gleichen Anteil an den Pflichten, die das Leben mit sich bringt? Des-

halb die Forderung, daß alle Zustände von Grund aus geändert werden.

Der Gedanke erscheint ideal: alle Last und alle Freude des irdischen Lebens gleich verteilt; die Erde ohne das Seufzen der Hungernden, ohne die Klagen der Enterbten, ohne den Neid der Zurückgesetzten, ohne den Jammer der Bedrängten, und andererseits ohne den Prunk des Hochmuts, ohne das Tauchzen der übermütigen Lust, ohne die Ausschweifung des Lurus. Aber der Gedanke ist unmöglich. Was man heute gleich gemacht hat, würde morgen schon wieder verschieden sein. Denn die Gleichheit, welche hergestellt werden soll, verstößt gegen Tatsachen, die hart und unveränderlich sind wie Naturgesetze. Wer die Gleichheit am Besitz des irdischen Gutes einführen will, der reiße erst die Selbstsucht aus der menschlichen Brust; wer die Gleichheit an den Lasten des menschlichen Lebens herstellen will, der gleiche erst die Verschiedenheit der menschlichen Anlagen aus; wer die Gleichheit an den Freuden der Welt bewirken will, der vernichte erst Krankheit, Siechtum, Alter und Tod! Ist das eine nicht möglich, dann bleibt auch das andere unmöglich: der bemüht sich fruchtlos, der das auszugleichen sucht, was Gott und die Natur ungleich gemacht haben. Deshalb liegt ein Denkfehler in dem kommunistischen Gedanken. Aber täuschen wir uns nicht: dieser Mangel ist nicht seine letzte Wurzel. Wir müssen sie auf dem sittlichen Gebiete suchen. Der Kommunismus wäre nicht zu einer Gefahr geworden, welche den Bestand unserer Kultur ernstlich bedroht, wenn nicht die moderne Menschheit in sehr weiten Kreisen die rechte Stellung zum irdischen Gut verloren hätte. Bewußt oder unbewußt betrachten es Tausende als das höchste, ja als das einzige wirkliche Gut. Was ist das

Ziel ihres Lebens von Jugend auf? Reich werden. Was gilt ihnen als der Lohn aller Arbeit und Mühe? Den Reichtum genießen. Was ist die größte Gefahr, die sie fürchten? Ihren Besitz einbüßen. Was ist das größte Unglück, das sie kennen? Arm sein. Weil diese Gesinnung herrscht, deshalb haben so viele Arme die Kraft verloren, arm zu sein und doch glücklich, und haben so viele Reiche die Fähigkeit verloren, reich zu sein und doch sittlich. Was Paulus von sich sagte: Ich kann sowohl arm sein als reich, ist das Seltenste geworden, was es gibt.

Hier liegt die Wurzel des Übels. Wo findet man Hilfe? Es ist ein oft ausgesprochener Satz, daß die Hilfe für die soziale Krankheit unserer Zeit nur im Christentum zu finden ist. Aber welchen Sinn hat dieser Satz? Weder der Herr Jesus noch die Apostel haben irgend-einen Armen zum reichen Mann gemacht. Ebenfowenig hat die christliche Kirche irgendwo und irgendwann die Armut beseitigt. Wer weiß es nicht, daß gerade dem Eintritt des Christentums in die Welt und seinem Triumph über das Heidentum eine Periode der schlimmsten Verarmung gefolgt ist? Die christliche Religion hat das nicht bewirkt, aber auch nicht verhindert. Sollen wir nun erwarten, daß das Christentum in der Zukunft das leisten wird, was es in der Vergangenheit nie geleistet hat? Nein, diejenigen erwecken trüglische Vorstellungen, welche so reden, als ob die soziale Frage sich vom Neuen Testamente aus lösen ließe. Man schadet dem Glauben, dem man doch dienen will, indem man die Meinung erregt, man brauche nur neutestamentliche Vorschriften in bürgerliche Gesetze umzuwandeln, um die Schwierigkeiten zu lösen, an denen das gesellschaftliche Leben aller Kultur-

völker krankt. Denn dadurch wird der Religion eine Leistung zugeschrieben, die sie nicht erfüllen kann und nicht erfüllen will. Und gleichwohl sprechen wir mit voller Überzeugung jenen Satz aus: nur im Christentum ist die Hilfe für die soziale Krankheit unserer Zeit zu finden. Wie ist das aber möglich, wenn doch das Christentum die äußeren Verhältnisse weder ändert noch ändern kann? Die Antwort ist: das Christentum vermag die Gesinnung zu ändern. Hat unsere Zeit die rechte Stellung zum irdischen Gut verloren, oder ist sie in Gefahr, sie zu verlieren, durch das Christentum wird sie gezeigt und gegeben. Denn das gehört zu den unvergänglichen Ruhmestiteln der christlichen Religion, daß sie erst die Menschheit frei gemacht hat von der Knechtung unter das irdische Gut, indem sie der Welt ewiges Gut brachte, und daß sie erst die Menschen treu gemacht hat in der Benützung des irdischen Gutes, indem sie es als ein von Gott anvertrautes Pfund erkennen lehrte.

Daß alle irdischen Güter vergänglich sind, das wußte und das empfand man vor Christo genau ebenso wie heute. Und doch kam die Menschheit nicht darüber hinaus, daß sie im Urteil über das irdische Gut zwischen den gerade entgegengesetzten Extremen hin und her schwankte. Das irdische Gut ist allein wertvoll; es gibt dem Dasein Gehalt und Reiz: nimm es hinweg, und das Leben ist nicht wert, daß du es lebst. Das ist das eine Extrem. Das irdische Gut ist schlechthin wertlos und gehaltlos; es betrügt einen jeden, der es besitzt: nur dann bist du weise, wenn du es verachtest und von dir wirfst. Das ist das andere Extrem. In den mannigfachsten Variationen wurden diese Anschauungen wiederholt. Bald werden wir ergriffen von den schwermütigen Kla-

gen über die Vergänglichkeit und Nichtigkeit alles Irdischen, von dem Seufzen darüber, daß auch das Schöne sterblich ist; bald werden wir abgestoßen von der gefühllosen Härte, die aus der gleichen Überzeugung entspringt. Denn wenn der römische Dichter denjenigen tadelte, welcher Milde gegen die Armen übt, da er sich selbst eines Besitzes beraubt und dadurch den Armen nur das Elend ihres Daseins verlängert, kann man verletzender, als es hier geschieht, den Grundsatz verkündigen, daß nichts wertvoll ist als der Besitz? Und wenn die Weisheit der Kaiserzeit damit endete, daß sie die Freiheit des Selbstmordes für das höchste Gut des Menschen erklärte, so ist hier nicht minder verlegend die Überzeugung ausgesprochen, daß alles Glück und aller Besitz nichts ist.

Wenn man anschaulich zeigen will, was das Christentum der Welt gebracht hat, so braucht man nur solchen Äußerungen das Wort des Apostels Paulus gegenüberzustellen, von dem wir ausgingen: Ich kann niedrig sein und kann hoch sein; ich bin in allen Dingen und bei allen geschickt, beides, satt sein und hungern, beides, übrig haben und Mangel leiden. Und erinnern wir uns: das sind nicht Worte eines Glücklichen, der sich vorstellt, er könne, wenn es sein müßte, wohl auch einmal Mangel und Elend erdulden, sondern das sind Worte eines Mannes, der jahrelang im Gefängnis schmachtete, ohne daß sein Mut und seine Freude gebrochen wurde. Nicht leichte Vorstellungen, sondern echte und tatkräftige Gesinnung, in Freud und Leid bewährt, spricht der Apostel aus. Welch ein Unterschied zwischen ihr und der heidnischen, welche das Leben wegwirft, weil es der Güter entbehrt, oder welche es wegwirft, obgleich es Güter besitzt. Diese Gesinnung aber findet sich in allen Zeiten bei allen denen,

welche Christen sind. Wir haben aus dem vierten Jahrhundert, eben aus der Zeit, in welcher das römische Reich unter politischer und sozialer Noth zu erliegen begann, ein ergreifendes Lied eines hochbejahrten Christen:

Wohin ging die geflügelte Red'? In die Luft. Und der Jugend Blüte wohin? Sie erstarb. Und der Ruhm? Er schwand in das Dunkel. Und der gedrunghenen Glieder Kraft? Hat die Krankheit gebrochen. Wo ist Besitz und Reichthum hin? Gott nahm es, und andres Spielte der Neid in die räubrischen Hände der Bösen. Der Eltern Und der Geschwister heiliges Paar? Sie stiegen ins Grab schon. Einzig blieb mir die Vatererde. Allein auch von dieser, Schwarze Wolken erregend, vertrieb mich der neidische Dämon. Und nun einsam und fremd irr' ich umher in der Ferne, Führend ein trauriges Leben und ein umdunkeltes Alter, Ohne Sitz, ohne Stadt, ohne Söhne, den Kindern zum Kummer, Lebend Tag für Tag auf immer wandernden Füßen. Wohin leg' ich den Leib? Was wird mir am Ende begegnen? Welches Land, welcher Hügel wird mich gastfreundlich bedecken? Wer wird die brechenden Augen mit seinem Finger mir schließen? Wird es ein frommer Christusfreund oder irgendein Frevler? Dies verwehe die Luft; denn es kimmert nur niedrige Seelen: Christus, du bist mir Verwandtschaft, Reichthum, Jugend und alles, In dir atm' ich empor, werf hinter mir Leben und Sorgen.

Das ist die Anwendung der paulinischen Worte: Ich kann arm sein. Und soll ich euch Luther nennen, mit seinen freudigen Versen:

Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib:
Laß fahren dahin; sie haben's kein Gewinn.
Das Reich muß uns doch bleiben.

Das ist die Christengesinnung dem irdischen Gute gegenüber: Freiheit von seiner Knechtschaft: Wir mögen uns an ihm erfreuen, aber wir können weder durch seinen

Verlust trostlos, noch durch seinen Besitz selig werden. Hier ist die Mitte zwischen jenen Extremen gefunden. Worauf beruht aber diese Freiheit? Paulus sagt: Der mich mächtig macht, ist Christus (Phil. 4, 13). Gregorius von Nazianz schließt sein Lied mit dem Verse:

Christus, du bist mir Verwandtschaft, Reichtum, Jugend und alles.

Und Luther läßt seinen Kriegsgefangen in den Siegesruf: Das Reich muß uns doch bleiben! In allen Jahrhunderten der gleiche Gedanke: weil wir in Christo das absolute Gut haben, deshalb ist alles andere nur relatives Gut.

Was Christus der Welt gebracht hat, waren nicht neue Gesetze und neue soziale Ordnungen, sondern eine neue Gesinnung. Sein eigenes Leben war ein Leben in Gott und mit Gott und deshalb ein Leben im Dienste der Menschen. Mit dieser Gesinnung hat er seine Jünger erfüllt; in ihr haben sie Friede und Freude gefunden. Denn das menschliche Herz sehnt sich nach der Gemeinschaft mit Gott; zu Gott geschaffen, ist es unruhig, bis es seine Ruhe findet in Gott. Hier hören die Unterschiede zwischen reich und arm, vornehm und gering auf: wie alle gleich bedürftig, so sind alle gleich empfänglich, so werden alle gleich reich und gleich frei. Wer aber den Frieden in Gott gefunden hat, der kann nicht abhängen von den wechselnden Zuständen des irdischen Lebens. Denn er erkennt in allem Wechsel die Vaterhand, welche lenkt und verteilt. Und wer den Glauben an Gott im Herzen hat, der kann nicht das bittere Gefühl in sich hegen, ein Stiefkind des Glücks, ein durch ein ungerechtes Geschick Enterbter zu sein. Er ist zu reich im Besitz des ewigen Gutes.

Diese Mahnung stellen wir deshalb den unmutigen Klagen um zeitliches Gut zunächst gegenüber: Vergeßt bei euren Klagen nicht, daß der Mensch für Höheres und Wertvolleres bestimmt ist als für den Besitz und den Genuß vergänglicher Güter! Vergeßt die eine kostbare Perle nicht, die jeder finden kann, und die allen Mangel ersetzt! Vergeßt über die Welt Gott nicht!

Wer könnte leugnen, daß diese Mahnung vor allem notwendig ist? Denn das liegt ja doch offen vor aller Augen, daß man die rechte Stellung zum irdischen Gut deshalb verloren hat, weil man Gott verloren hat. Daß der Kommunismus in der engsten Verbindung mit dem Atheismus steht, das ist eine Tatsache, die sich jedermann aufdrängt. Und daß nicht minder die rast- und gewissenlose Jagd nach irdischem Gewinn eine Frucht des Unglaubens ist, wer könnte das bestreiten? Weil der Menschheit der Glaube an das ewige Gut abhanden gekommen ist, deshalb ist ihr das zeitliche Gut zum Abgott geworden. Sie dient ihm, sie opfert ihm das Beste, was sie hat: die Ruhe des Gewissens und den Frieden der Seele, und sie empfängt den Lohn, den Götzen geben: Unglück. Soll es anders werden, dann müssen wir nicht die Zustände zu ändern versuchen, die unabänderlich sind, sondern wir müssen die Menschen zu ändern versuchen, die die Zustände zu ertragen haben: das ewige Gut muß uns wieder wertvoller werden, damit die zeitlichen Güter uns nicht unglücklich machen.

Doch indem wir das sagen, haben wir das christliche Urteil über das irdische Gut nur halb ausgesprochen. Gewiß, frei muß der Christ werden ihm gegenüber, so frei wie der Herr Jesus Christus ihm gegenüber war. Aber jedermann weiß, daß sich von hier aus ein oft

beschriftener Abweg eröffnet. Jesus war arm; er nannte nichts sein eigen. Wer kennt nicht sein Wort, daß die Füchse Gruben und die Vögel unter dem Himmel Nester haben, daß er selbst aber nicht habe, da er sein Haupt hinlege? Das Bild des armen Herrn Jesus Christus hat allezeit den tiefsten Eindruck auf die Menschen gemacht: es hat die Bewunderung, es hat, was mehr ist, die Liebe der Menschen gewonnen; für Hunderte und Tausende wurde es zu einem Antrieb, auf Hab und Gut zu verzichten, in freiwilliger Armut zu leben, um dadurch das arme Leben Jesu Christi nachzuahmen und so ihm ähnlich zu werden.

Es waren nicht die schlechtesten Christen, die so handelten. Wir können den Idealismus bewundern, der sie erfüllte. Aber wir vermögen doch nicht zu übersehen, daß in ihrem Verhalten ein Irrtum liegt. Die Überzeugung, daß der irdische Besitz nur ein relatives Gut ist, haben sie ersetzt durch die andere, daß er überhaupt kein Gut ist, und sie haben daraus gefolgert, daß er ein Hindernis ist in der Nachfolge Jesu Christi, daß also nur derjenige Christo ganz nachfolgen kann, der auf ihn verzichtet, der arm wird. Diese Anschauung aber widerspricht direkt den christlichen Überzeugungen.

Denn wenn für uns Christen irgend etwas gewiß ist, so die Überzeugung, daß alle irdischen Dinge, alle Ordnungen und Verhältnisse der Welt von Gott bestimmt und geleitet werden. Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod, Freude und Leid, Reichtum und Armut — dies alles kommt von Gott. Wenn man aber davon ausgeht, dann ist der Gedanke unerträglich, daß, was Gott gibt und fügt, an und für sich ein Hindernis für das religiöse Leben, eine Schädigung der Frömmig-

keit sein soll. Der Tod kann nicht von Gott scheiden, ebensowenig das Leben; die Krankheit kann der Frömmigkeit nicht schaden, ebensowenig die Gesundheit; der Mangel hindert nicht, Christo nachzufolgen, ebensowenig der Besitz. Denn nicht die Reichen hat Christus von dem Himmelreiche ausgeschlossen, sondern diejenigen, welche ihr Vertrauen auf den Reichtum setzen (Marc. 10, 24).

Erkennen wir aber das irdische Gut als Gabe Gottes, dann ist ja gewiß, daß aller irdische Besitz, er mag Namen haben, welchen immer, wirkliches und echtes Gut ist. Wie viel zu enge ist nun aber die Vorstellung von irdischem Besitz, wenn man dabei nur denkt an Haus und Hof, oder Gold und Silber! Ist es nicht das erste Gut, das einem jeden Menschen zuteil wird, daß er heranwächst in dem Kreis einer Familie, unter der sorgenden Aufsicht der Eltern, in der erfreuenden Gemeinschaft der Mitgeborenen? Und ist es nicht ein Gut, das jedem Herangewachsenen eignet, daß er als Glied einer Volksgemeinschaft lebt und handelt, die ihn trägt und stützt? Ist nicht die Freude, die uns der Blick auf die Schönheit der göttlichen Schöpfung gewährt, oder der Genuß, den uns die Verklärung des Natürlichen durch die Kunst eröffnet, ebenfalls irdisches Gut? Ja, das Menschenleben ist reicher an Gütern, als die vorschnelle Unzufriedenheit sich vorstellt.

Wie aber hat der Mensch sich diesem Reichtum von Gütern gegenüber zu verhalten? Wir sagten vorhin: das Christentum lehrt Treue in der Benützung. Es liegt tiefe Weisheit in dem einfachen, uns allen vertrauten Gleichnis des Herrn, wonach die Güter des Menschen anvertraute Talente sind. Dieser Grundsatz gilt auch von

dem irdischen Gut: niemand ist Herr dessen, was er besitzt, sondern jeder nur Verwalter. Gerade deshalb hat niemand das Recht, eigenwillig auf irdische Güter zu verzichten, sie gleichsam wegzuwurfen: denn anvertrautes Gut muß man bewahren. Darum soll der Christ alles irdische Gut benützen. Es ist recht, daß er sich an demselben erfreut; es ist recht, daß er es dazu verwendet, auch das äußere Leben harmonisch und schön zu gestalten. Man kennt das Christentum schlecht, wenn man in ihm eine kulturfeindliche Macht erblickt. Indem es die Güter der Kultur als Gaben Gottes erkennen lehrt, verpflichtet es vielmehr einen jeden, mitzuarbeiten an deren Erhaltung und Vermehrung.

So wichtig dieser Grundsatz ist, so wichtig ist noch ein zweiter. Erst das Christentum hat den Gedanken der Solidarität des Menschengeschlechts auf Erden herrschend gemacht. Höchstens als unklare Ahnung ist er in der außerchristlichen Welt vorhanden, nirgend wurde er praktisch; denn überall galt der Fremde als Feind und der Sklave als Sache. Im Christentum dagegen lebte die Überzeugung von Anfang an, daß alle Menschen gleichsam Glieder an einem Leibe sind, und daß zwar die einzelnen Glieder verschiedene Tätigkeiten haben, alle Tätigkeit jedoch dem Ganzen dienen muß. Unendlich mächtig und folgenreich war diese Überzeugung. Erinnern wir uns nur an eines: Mitleid, Erbarmen, Wohltätigkeit hat es auf vorchristlichem Gebiete ebenfalls gegeben; diese Tugenden sind die steten Begleiterinnen der Not. Aber eines sucht man hier vergeblich: den Gedanken, daß es die Pflicht der Gesamtheit ist, für die schwachen Glieder Sorge zu tragen. Gemeindliche Armenpflege kannte die Welt nicht vor Christo; was aber weder bei den Juden,

noch bei den Griechen und Römern sich fand, das wurde in der ersten Christengemeinde, die es gab, eingerichtet: mit dem Christentum ist die Armenpflege ins Leben getreten.

Von dieser Überzeugung aus löst sich auch die sonst unlösbare Frage des Individualismus oder Sozialismus des Besitzes. Alle irdischen Güter sind einzelnen gegeben: das ist das Recht des Individualismus. Aber kein einziges irdisches Gut ist nur für den einzelnen gegeben; in gewissem Maße haben sie alle der Gesamtheit zu dienen: das ist das Recht des Sozialismus. Das Eigene in den Dienst der Gesamtheit stellen, das heißt das irdische Gut treu verwalten. Und müssen wir uns hier nicht erinnern an jenes Lichtbild von dem Gemeindeleben der ersten Christen in Jerusalem, das Lukas in der Apostelgeschichte zeichnet? Jedermann kennt es. Man hat wohl eine Schilderung der Gütergemeinschaft in ihm gefunden und hat die ältesten Gläubigen demgemäß gelobt oder getadelt, je nachdem man über Recht oder Unrecht der Gütergemeinschaft urteilte. Aber genau genommen sagt das Lukas nicht: er schildert die Gesinnung, welche die Jünger Christi beseelte: niemand sagte, daß ihm etwas gehöre (Ap.=Gesch. 4, 32). Und er zeigt, wie mächtig diese Gesinnung war: die Gläubigen verzichteten bereitwillig auf eigenes Gut, um den armen Brüdern helfen zu können. Gütergemeinschaft war das nicht; denn Wohlhabende, die Häuser und Sklaven besaßen (Ap.=Gesch. 12, 12 ff.), und Arme, die man unterstützen mußte (Ap.=Gesch. 11, 29), hat es in der Jerusalemitischen Gemeinde auch später gegeben. Aber diese Gesinnung und ihre Betätigung ließ den Unterschied von arm und reich nicht zu einem feindseligen Gegensatz der Stände werden: sie hat ihn überwunden.

Und ist es das nicht, was uns not tut? Was wir bedürfen, ist nicht der unmögliche Ausgleich der äußeren Unterschiede. Solange diese Welt mit ihren Gesetzen und Ordnungen besteht, wird das Wort Jesu nicht zu Schanden werden: Arme habt ihr allezeit. Aber was wir bedürfen, ist der sittliche Ausgleich: die Versöhnung der Gemüter. Sie mag schwer sein, aber sie ist möglich. Herbeigeführt werden kann sie nur auf einem Weg: wenn die christliche Anschauung über das irdische Gut wieder unter uns herrschend wird. Gebe Gott, daß dies geschehe, und daß so die Gefahren überwunden werden, die Volk und Vaterland, unsere Gefittung und unsere Kultur bedrohen.

Alles in Christus!

Bibelstunde über Eph. 1, 1—14.

Die Worte, die wir eben gehört haben, schrieb, wie Sie wissen, ein Gefangener, das heißt ein Bedrängter, wenn Sie wollen, ein Unglücklicher. Aber wenn man verstehen will, was es in diesem Falle heißt, ein Gefangener, dann muß man nicht sagen, diese Worte schrieb ein Gefangener, sondern ein gefangener Apostel. So nennt sich Paulus selbst, und das war er auch, ein Apostel. Das heißt, er hatte von Gott den Beruf, nicht still zu liegen, sondern fort und fort zu eilen, von einem Land zum anderen, von einer Stadt zur anderen und überall zu verkündigen, daß das Heil gekommen ist, und überall zur Entscheidung zu drängen für das Heil oder wider das Heil; das war sein Beruf. Und nun war er gebunden im fünften Jahr, zwei lange Jahre in Palästina, zwei lange Jahre in Rom. Hieß das nicht, das, was er sollte, und das, was er war, stand in einem unauflösliehen Widerspruch? Er, der frei sein mußte, um tun zu können, was er sollte, und er, der an der Kette lag, gebunden an einen Ort, beschränkt auf den Verkehr mit wenigen. Und doch ist Paulus nicht der Niedergedrückte, sondern doch schreibt er, wenn irgendwo, so in diesem Briefe voll freudiger Erhebung. Man fragt sich, warum. Man fragt sich besonders: Wie kommt der Gefangene dazu, sein Schreiben so zu eröffnen, wie er hier tut? Mit dieser, ich glaube, ich spreche den Eindruck aus, den Sie beim Lesen alle hatten,

schweren Periode; formell schwer und inhaltlich noch viel schwerer? Mit dieser gedankenschweren Periode, zu der es in allen Briefen des Apostels kaum ein zweites Beispiel gibt, mit diesem Satze voll erhabener Ruhe, durch den etwas wie die sichere Freude dessen, der das Ziel erreicht hat, hindurchklingt?

An wen schrieb Paulus? Der Brief trägt in unserer Bibel die Überschrift „an die Epheser“. Luther übersetzt nach dem Text, der das *ἐν Ἐφέσῳ* hat. Aber es wird Ihnen bekannt sein, daß das *ἐν Ἐφέσῳ* zu streichen ist. Man hat nicht zu übersetzen, wie wir bei Luther lesen: An die Heiligen zu Ephesus und Gläubigen an Christus Jesus, sondern man hat zu übersetzen: Den Heiligen, die auch gläubig sind an Christus Jesus. Das ist ganz sicher, nicht nur, daß in den ältesten Handschriften das *ἐν Ἐφέσῳ* fehlt, sondern wir haben auch das ausdrückliche Zeugnis von Alten, daß es fehlte. Es ist erst später eingefügt. Das bestätigt der Brief selbst. Denn in Ephesus hatte Paulus ein paar Jahre lang gewirkt, die Leser, an die er hier schrieb, waren ihm persönlich unbekannt. Er hat nicht unter ihnen gewirkt, geschweige denn, daß er sie bekehrt hätte. Gleich im 15. Verse fährt er fort: „Nachdem ich gehört habe von dem Glauben bei Euch an den Herrn Jesum . . .“ Er hat durch Dritte davon erfahren, daß diejenigen, an die er schreibt, überhaupt zum Glauben gekommen sind. Der Brief gilt also einer Gemeinde, oder wahrscheinlicher einer Anzahl von Gemeinden, die Paulus nicht selbst gegründet hatte, in denen die Zahl derer, die er persönlich kannte, sehr klein war, vielleicht ganz fehlte. Es waren Gemeinden, die sich während seiner Gefangenschaft gebildet hatten. Was sagte die Tatsache dem gefangenen Apostel? Sie sagte ihm: du liegst an der Kette,

und ein paar Prätorianer bewachen dich Tag und Nacht; mit ein paar Leuten kannst du sprechen, aber öffentlich hinaus vor die Menge kannst du nicht treten; Gemeinden gründen, Gemeinden organisieren, wie einstmal in Griechenland oder in Kleinasien, das ist dir nicht mehr möglich. Aber wenn du gebunden bist, das Wort Gottes ist nicht gebunden; und das Werk Gottes ist nicht gebunden, sondern das Wort Gottes läuft, auch wenn der Apostel in Ketten liegt, und das Wort Gottes wirkt, auch wenn sein Verkündiger nicht mehr wirkt. Das sagte dem Apostel die Tatsache, daß er an solche schrieb, die ihn nicht kannten, die zum Glauben gekommen waren, während er gefangen war. Begreifen wir dann nicht, daß Paulus in jener gedankenschweren Periode so ruhig, so voll Freude der Vollendung ist? Seine Gedanken gehen hin über das ganze Werk, das Gott allein treibt: er hat vor aller Zeit das Heil vorausgesehen und die zum Heil erlesenen, die selig werden. Er hat in der Zeit das Heil geschaffen durch die Erlösung, die in Jesus Christus ist; und er läßt dann das Heil der Welt zur Erkenntnis bringen durch das Evangelium, das nun durch die Welt geht, und er wird schließlich das Heil vollenden, daß die zerbrochene Welt ihren Einheitspunkt wiederfindet, und daß alles ausfließt in das Lob der Herrlichkeit und der Gnade unseres Gottes und Jesu Christi. Das sind die Gedanken, die Paulus in dieser Periode aneinanderfügte. Man versteht sie, wenn man sich den Apostel vorstellt: der Gefangene schreibend an die Freien, der Apostel schreibend an diejenigen, denen er nicht gepredigt hatte, die zum Glauben gekommen waren, wie er zu seinem Amt. Er hatte es nicht gesucht, sondern Gott hatte ihn gesucht; Gott war ihm entgegengetreten und hatte ihn überwunden. Nicht

anders jene Griechen in Kleinasien, sie hatten das Heil nicht gesucht, aber das Evangelium war auf seinem Lauf durch die Welt auch zu ihnen gekommen, und Gott hatte sie gefunden und überwunden. So kommt Paulus zu diesem einzig dastehenden Anfang dieses seines Schreibens.

Wir wollen seinen Gedanken nachgehen, nicht indem wir Wort für Wort erklären, sondern indem wir die Gedanken zusammenfassen, die Paulus vor seinen Lesern ausspricht, und deren Inhalt nicht ausgeschöpft ist während der fast 2000 Jahre, die seitdem verflossen sind. Er beginnt: Gelobt sei Gott! und die ganze unaussprechliche Größe des christlichen Gottesbegriffes, oder sagen wir lieber des christlichen Gottesglaubens, oder sagen wir noch lieber unseres Gottes steht ihm vor der Seele; das ist der, der war vor Grundlegung der Welt; als diese ganze große, schöne, für die Menschen unermessliche Welt nicht war, da war er, da hat er gedacht, gewollt und gesorgt: d. h. der Gott, der war vor Grundlegung der Welt, durch den diese mächtige Welt ins Dasein getreten ist, ist Geist, denkend, wollend, frei, sein selbst mächtig und sein selbst bewußt wie der Geist. Und von ihm sagt Paulus, daß er uns erwählt hat vor Grundlegung der Welt: dieser Geist war Liebe, die andere will.

In der Zeit vollziehen sich die Dinge nach und nach, eines um das andere; wer mag sagen, was kommt, ehe es da ist? Aber hier hören wir: vor dem Gott, der Geist ist, war, ehe der Welt Grund gelegt war, gegenwärtig nicht nur Himmel und Erde, das große Werk der Welt: er hat uns erwählt. Ihm war gegenwärtig alles, was in der Zeit sich vollzieht, und die Zeit erfüllt, bis herunter zu uns, diesen kleinen, vergänglichsten, nichtigen Menschen. Vor ihm war alles kund und klar. Er hat uns erwählt

vor Grundlegung der Welt: darin liegt nicht nur, daß alles klar und kund vor ihm war; im Wählen wirkt der Wille; der Gott, der Geist ist, hat alles gewollt und bestimmt, setzt allem sein Ziel. Und das Ziel ist Heil; denn er, der uns erwählt hat, hat uns vorausbestimmt zur Kindschaft durch Jesum Christum. Sein Wille aber ist von niemand abhängig, er ist rein Wille; denn er hat uns erwählt und hat uns vorausbestimmt „nach dem Wohlgefallen seines Willens“. In ihm ruht alles, was sein soll; für ihn gibt es keinen Grund, der über ihm schwebt, sondern sein Wille ist der Grund von allem, wie sein Gedanke der Plan von allem und seine Macht die Ausführung von allem. Der Wille dieses gewaltigen Gottes aber ist verborgen, bis er ihn enthüllt. Paulus spricht von dem Geheimnis seines Willens. Er ist verborgen in der Größe dessen, der alles will und der alles schafft. Aber er sprengt den Riegel des Geheimnisses, indem er zur Tat wird: indem Gott das, was er will, ins Leben ruft zur Herbeiführung der Fülle der Zeiten. Für uns gehen die Zeiten vorüber, mächtig, mit drückender Macht; alles, was ist, wird zermalmt durch die Zeit und schwindet dahin in der Zeit, aber er gestaltet die Zeit, er führt die Zeit zu ihrem Ziel. Was ist das Ziel? Daß alles seinen Einheitspunkt wiederfindet in Jesu Christo, alles, was im Himmel und auf Erden ist. Wie er alle Dinge geschaffen hat, so ist er es, der alle Dinge zu dem Ziel lenkt, zu dem sie kommen sollen und kommen müssen. Die Zeiten werden dahingehen, aber die Zeiten werden zu dem Punkt kommen, wo man sagt: Die Zeit ist erfüllt! Dann tritt das ein, was der will, der alles wirkt nach dem Räte seines Willens. Noch einmal betont Paulus die volle Eigenmacht und Selbstständigkeit des Willens dessen, den wir Gott nennen; er

ist, der alles wirkt nach dem Räte seines Willens, der alles zum Ziel führt. Was ist dann der Ausgang? Der Ausgang ist, daß alles zusammenstimmt im Preis der Herrlichkeit des Gottes, der alles vorausgesehen hat, der alles vorausgewollt hat, der alles zum Ziel geführt hat, der alles allein vollbracht hat. Das ist unser Gott.

Wenn man den Gedanken nachgeht, so könnte man zittern vor diesen Gedanken; denn sie sind gewaltig. Aber so ist Gott. Er ist der Gewaltige, der alle Dinge in seiner Hand hat. So träumt ihn nicht Paulus, so hat er ihn erfahren, und so sollen wir ihn erfahren. Und wer sind wir neben diesem Gotte? Wenn wir den Worten des Paulus nachgehen, dann erhalten wir als Antwort auf diese Frage zwei Gedanken. Zuerst: Teile der zerbrochenen Welt; die Welt soll ihren Einheitspunkt wiederfinden, denn sie hat ihn verloren. Teile dieser zerbrochenen Welt sind wir. Und daß wir es sind, das fühlen, das erleben wir alle; denn wir alle sind verhaftet unter die Vergänglichkeit. Das ist der große Gegensatz zwischen dem ewigen Gott, der ist und der bleibt, für den es keine Vergangenheit und keine Zukunft gibt, sondern dessen Sein alles erfüllt, und uns Menschen; einen Augenblick leben wir, und dann dahin. Aber nicht nur, daß wir vergehen, daß wir in dieser vergänglichen Welt leben, ist das Schwere, sondern daß auch das, was wir geistig sind, dahingeht. Uhland hat vor vielen Jahren, schon im Jahre 1825, ein recht schwermütiges Lied geschrieben. Da heißt's:

Die Zeit in ihrem Fluge

Streift nicht bloß des Feldes Flur und des Waldes Schmuck,

Den Glanz der Jugend und die frische Kraft,
 Ihr schlimmster Raub trägt die Gedankenwelt.
 Was schön und edel, reich und göttlich war,
 Und jeder Arbeit, jedes Opfers wert,
 Das zeigt sich uns so haltlos hohl und klein,
 So wichtig, daß wir selbst vernichtet sind.

Das heißt Teile einer zerbrochenen Welt sein. Nicht nur die Körper sind der Vergänglichkeit verhaftet, sondern auch die Gedanken werden von der Vergänglichkeit wie zernagt und zerrieben. Die besten Gedanken der Menschen, ihre Ideale. Und das ist doch nur der kleinere Gedanke, den Paulus ausspricht. Zu dem größeren führt uns das Wort, daß wir der Erlösung bedürfen, nämlich die Vergebung der Sünden. Wer der Erlösung bedarf, der ist gebunden, und sieht nur die Menschheit an, wie sie ist: sie ist gebunden unter die Sünde, unter die Gemeinheit und Niedrigkeit. Man kann nicht über die Straße gehen, ohne von dieser Tatsache berührt, gepackt zu werden: in alles, in Freude und Leid, in das Wirken und das Tragen, in die auflodernde Begeisterung und die stumme Trauer, in das Beste, was der Mensch hat: in Liebe und Hingebung, drängt sich dieser Schatten, dieser Jammer der Menschheit hinein. Wer kann sich herausreißen? So sieht Paulus, indem er an das Werk Gottes denkt, das ohne ihn läuft und zu Ende kommt, Gott und Sünder einander gegenüber, Gott der Ewige, der Reine, an dem nichts unvollkommen ist, Gott, der, der alles will und alles wirkt und alles schafft. Und wir Menschen, diese kleinen sinnlichen, dahinschwindenden Wesen, immer voll Unvollkommenheit und niemals rein wie Gottes Bild — niemals. Wenn ich vorhin sagte, man könnte erschrecken vor den Gedanken über Gott, die Paulus hier entwickelt,

ich glaube, wenn wir uns seine Gedanken über die Menschen daneben vergegenwärtigen, dann möchte man erst recht sagen: Wer wagt es, vor den Gott zu treten, den Gott zu denken, der in seiner Macht und in seiner Reinheit so furchtbar hoch über uns steht? Wer kann zu ihm reden, wer kann ihn auch nur in Gedanken berühren?

Doch von den Gedanken, die Paulus über Gott entwickelt, habe ich bisher nur die Hälfte wiederholt. Paulus spricht noch eine zweite Gedankenreihe aus. Auch sie möchte ich vor Ihnen wiederholen. Gewiß, er spricht von dem furchtbaren Gott, der alles wirkt, alles schafft und alles bestimmt. Aber dieser Gott ist der Gott der Gnade und des Friedens, der χάρις und der εὐήνη. Wenn wir diese Worte hören, so weicht das Grauen vor der Macht Gottes. Denn worin besteht das Wesen der χάρις? Doch in der freundlichen, milden Gesinnung, die das Niedrige nicht verachtet, sondern sich zu ihm herabneigt und es an sein Herz zieht. Und worin besteht die εὐήνη? Doch darin, daß Gott über all das Kleinliche Getriebe erhaben ist, das die Welt erfüllt und der Menschen Herzen erfüllt, das die Welt so unruhig macht und der Menschen Herzen so unruhig macht. Von ihm aus ergießt sich der große Strom der Gnade, der Frieden bringt in die unruhige Welt und in das unruhige Herz. Das ist unser Gott: der Gewaltige, Unnahbare, der doch der Gott der Gnade und der Gott des Friedens ist. Und daran nicht genug. Paulus spricht auch von dem Wirken Gottes. Er charakterisiert es mit einem Wort: Gottes Wirken heißt segnen. Der uns gesegnet hat mit allerlei geistlichem Segen in der himmlischen Sphäre, in Jesus Christus. Das ist der Gott, der alles vorausbestimmt hat. Ich habe

vorhin erinnert, sein Vorausbestimmen ist von nichts abhängig als von dem Belieben seines Willens; aber so können wir jetzt sagen: sein Wille ist nicht Willkür, sondern er hat eine klare und ganz bestimmte Richtung. Er hat uns, so lesen wir bei Paulus, vor der Grundlegung der Welt erwählt, indem er uns in Liebe vorausbestimmt hat zur Kindschaft. Das Steuerruder an diesem Schiff ist die Liebe. Man könnte sagen, die Liebe ist noch größer als die Gnade. Die Gnade wendet sich herunter zu den Niedrigen, aber die Liebe gibt sich hin, kann den nicht lassen, den sie ergriffen hat; sie gibt sich selbst dem, den sie ergriffen hat, und nimmt von ihm hinweg, was ihn quält; so ist die Liebe das Höchste. Diese Liebe ist es, die das unbedingte Wollen Gottes bedingt und führt; dem entspricht dann das, was er will. Es ist das Heil derer, die er erwählt hat. Heil in der Zeit und Heil in der Ewigkeit. Wenn man sich diese zweite Gedankenreihe vergegenwärtigt und dann fragt: Was sind wir neben Gott? muß man eine andere Antwort geben, als die ich vorhin gab. Jene: wir sind Teile der zerbrochenen Welt und Teile der sündigen Welt, bleibt vollständig in ihrem Recht. Aber für Gott sind wir etwas anderes.

Ich habe vor Jahren einmal an einem der schönsten Kirchhöfe, die ich je gesehen habe, eine Inschrift gelesen, die nur aus einem Wort bestand; sie lautet: Resurrecturis. Ich habe kaum je eine Inschrift gelesen, die mir so passend schien wie diese. Der Ort des Todes für diejenigen, die leben, die erstehen werden. Das fiel mir ein, als ich die Frage aus unserem Text zu beantworten suchte: Was sind wir für den Gott, der nicht nur der mächtige ist, sondern der der Gott der Liebe ist, dessen Wollen und

dessen Tun und dessen Erwählen und dessen Vorausbestimmen alles von der Liebe ausgeht. Was sind wir für ihn? Diejenigen, die ihm gehören sollen. Das ist der Gedanke, auf den Paulus in diesen Versen immer wieder zurückkommt: Er hat uns erwählt vor Grundlegung der Welt, daß wir wären heilig und tadellos vor ihm; er hat uns bestimmt zur Kinderschaft, d. h. daß wir seine Kinder werden. Er wirkt, daß wir die Erlösung, die Vergebung der Sünden erlangen. Dazu läßt er das Geheimnis seines Willens verkündigen. Dazu leitet er die Zeiten der Welt: alles soll wieder eins werden. So werden die Menschen für Gott der Gegenstand seiner Arbeit, aber seine Arbeit ist Segnen. Doch Paulus sagt mehr; nicht nur daß er uns bestimmt hat, den Segen zu erlangen, sondern daß er gewirkt hat, daß wir ihn besitzen. Seine Worte klingen überall aus in den Jubel: Nicht das sollt ihr sein, sondern das seid ihr schon. Diejenigen, an denen Gott arbeitet, sind ihrer Zukunft gewiß; aber das ist nicht genug; für sie ist schon die Gegenwart, die Zeit, in der Gott an ihnen arbeitet, reich über alles, was es gibt.

Deshalb erinnert Paulus immer von neuem an das, was seine Leser geworden sind. Er hält ihnen im folgenden einmal vor, was sie waren, ἄθεοι ohne Gott, und wie er hinzufügt, ohne Hoffnung in dieser Welt; aber wenn er sie nach dem bezeichnen will, was sie sind, gebraucht er ganz andere Worte. Da nennt er sie οἱ ἅγιοι, die Heiligen, καὶ πιστοὶ ἐν Ἰησοῦ Χριστῷ, und die an Christus Gläubigen. Sie, diese sündigen Menschen, gefangen unter der Niedrigkeit der Sünde, sie tragen den Namen der Heiligen, d. h. ihrer tiefsten Wesensbeschaffenheit nach sind sie dem heiligen Gotte gleichartig, dem sie angehören. Sie sind Gläubige Jesu Christi, d. h. sie sind

durch den Glauben mit dem verbunden und geeint, in dem Gott der Welt sich geoffenbart hat. Das sind sie. Demgemäß spricht Paulus nicht davon, daß Gott sie segnen wird, nein, da Gott an ihnen arbeitet, so sind sie bereits gesegnet, er hat euch gesegnet mit allerlei Segen. Weiter: Paulus sagt nicht: Er hat euch erwählt, daß ihr einstmals heilig und tadellos werdet, sondern daß ihr heilig und tadellos seid; das sollen sie sein, und das sind sie bereits. Er sagt, Gott hat sie vorausbestimmt für die Kinderschaft, nicht daß sie sie einstmals erlangen, sondern daß sie sie jetzt haben: diejenigen, die ohne Gott in der Welt waren, sind ihm so nahegekommen, wie das Kind dem Vater ist. Das alles, das ist an ihnen vollzogen durch die Gnade, in der er uns begnadet hat. Nennt Paulus dann die Erlösung durch Christi Blut, die Vergebung der Sünden, so auch sie nicht als ein zukünftiges Gut, sondern als einen gegenwärtigen Besitz. Die von Gott Erwählten, die an Jesus Gläubigen haben die Erlösung bereits; sie sind nicht mehr gefangen unter der Nichtigkeit dieser Welt, und der Herrschaft der Sünde, sondern Gott hat sie freigemacht, da er sie zu seinen Söhnen gemacht hat. Das alles ist an ihnen vollzogen; so sind sie etwas ganz anderes geworden, als sie einstmals waren. Es gibt kaum ein freundlicheres Wort für das, was die Christen, die Gotteskinder, in dieser Welt sind, als wenn Paulus sie schließlich als die προηλπικότες bezeichnet. Das Wort gemahnt an den Gegensatz des Jetzt und des Einst. Einstmals ohne Gott und ohne Hoffnung in der Welt, und jetzt das ganze Leben Hoffungsleben. Diese Hoffnung aber ist nicht törichtes Wähnen oder unstillbare Sehnsucht. Sie ist ihrer Erfüllung gewiß. Denn diese hat schon begonnen: der

Gläubige hat das Unterpfand des Erbes, den Heiligen Geist. Er ist versiegelt für die Erlösung.

Paulus spielt mit dem Wort ἀπολύτρωσις. Er hat es eben (B. 7) gebraucht, um den gegenwärtigen Besitz der Gläubigen zu nennen. Und jetzt gebraucht er es, um das Ziel ihrer Hoffnung zu bezeichnen. Beides verhält sich wie Wesen und Erscheinung: weil die Gläubigen die Erlösten sind, so hoffen sie auf die Erlösung. Denn in dieser zerbrochenen Welt ist das Volk Christi noch wie in der Fremde, in der Gefangenschaft wie einstmal's Israel. Deshalb ist sein Leben Hoffnung, obgleich es Besitz ist. Es ist derselbe Gedanke, wenn wir im ersten Johannesbrief lesen: Wir sind nun Gottes Kinder, und ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden. So spricht Paulus von dem, was wir sind, was Gott aus den Christen gemacht hat. Unendlich viel, mehr, als ein Mensch sich wünschen, als ein Mensch erdenken könnte. Aber sind wir dessen auch gewiß? Und warum? Ich habe einen Gedanken, den Paulus immer wiederholt, bisher noch nicht aus seinen Worten herausgenommen. Aber dieser Gedanke wird so nachdrücklich wiederholt, daß man ihn nicht übersehen noch überhören kann. Sie vermissen ihn wahrscheinlich längst, nachdem Sie den Text haben lesen hören. Paulus wiederholt schier Zeile für Zeile: was Gott gewollt hat, was Gott geplant hat, was Gott getan hat, was Gott gearbeitet hat, was Gott erreichen wird und was Gott geben wird, alles ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ, in Christo Jesu. Alles dasjenige, was Gott an uns tut und wirkt, das alles ist gebunden und das alles ist vermittelt und gesichert durch den Herrn. Er ist es, an den wir glauben, B. 1, er ist es, von dem Gnade und Friede

kommt, B. 2, er ist es, in dem uns Gott gesegnet hat, B. 3, er ist es, in dem wir erwählt sind, B. 4, er ist es, durch den unsere Vorausbestimmung zur Kindschaft vollendet wird, B. 5, er ist es, in dem Gott uns begnadet hat, B. 6, er ist es, in dem wir die Erlösung haben, B. 7, in ihm hat Gott den Lauf der Welt zu ihrem Ziele vor uns geordnet, B. 9, denn in ihm soll die Welt ihren Einheitspunkt wiederfinden, B. 10, in ihm sind wir ausgelöst zum Eigentum Gottes, B. 11, er ist es, in dem wir im voraus hoffen, B. 12, er ist es, an den die Leser des Paulus geglaubt haben, und er ist es, dessen Lob schließlich den Ausgang alles dessen bildet, was hier geschieht, was hier auf Erden sich anbahnt und vollendet, beschließt. So wiederholt sich immer von neuem der Hinweis auf den Herrn, an den wir glauben. Wir verstehen sofort, was Paulus meint, wenn er sagt: In ihm haben wir die Erlösung durch sein Blut, die Vergebung der Sünden. Hier erinnert er nicht an etwas, das seinen Lesern neu oder fremd war, sondern an das, was sie zum Glauben gebracht hat. Der gekreuzigte Jesus Christus, der den Juden eine Torheit und den Heiden ein Ärgernis war, war ihnen verkündigt worden, und er hatte sie erworben, indem er sie überwand. Sie konnten dem Manne der Schmerzen nicht widerstehen. Denn über all seinem Leiden, seinem Ringen und Kämpfen, zuletzt seinem Sterben stand geschrieben: Für euch! Das Schweigen, mit dem er das Schwerste ertrug, hat eine Stimme, sie flüstert, mahnt, fleht, ruft: Du hast mir Mühe gemacht mit deinen Sünden und Arbeit mit deinen Übertretungen. Diese Stimme hatten sie vernommen und sich dem ergeben, der um sie gerungen und gekämpft hat bis zum Tode. So hatten sie die Erlösung in seinem Blut, die Vergebung

der Sünden gefunden. Das war den Lesern des Paulus vor zweitausend Jahren so verständlich, wie es uns heute verständlich ist. Wie wären wir zu Gott gekommen ohne Jesus? Wie hätten wir Gott gefunden ohne Jesus? Den Gott, der so gewaltig ist, daß man vor ihm fliehen möchte, und der doch nichts ist als Liebe und Gnade, wenn wir nicht in Jesu Christo seine Liebe und Gnade gefunden hätten. Die Vermittlung der Erlösung durch Christum verstehen wir also sofort: wir wußten nichts von Erlösung, wenn wir ihn nicht hätten. Aber Paulus sagt mehr als dies. Er sagt, auch der erste Anfang des Heils, der zurückreicht über die Zeit, die ewigen Gedanken Gottes über die Welt, die Christenheit und über jeden von uns, auch sie sind in Jesu Christo vermittelt. Er sagt nach der anderen Seite: Auch das letzte Ende wird durch ihn gewirkt, die Welt kommt nicht zum Ziel, wenn sie nicht ihren Einheitspunkt findet in dem Weltheilande. Jetzt ist sie zerrissen durch den Gegensatz von gut und böse, zerspalten durch den Zwiespalt der Anlagen und Neigungen, zertrennt durch die Wirkungen von Natur und Geschichte. Aber das soll nicht ewig dauern. Alle Gegensätze sollen ihre Lösung finden in Jesu Christo, dem Einiger der Menschheit, der Welt.

Wie sollen wir das verstehen? Ich glaube, wir können es verstehen, wenn wir an der Analogie des Kleinen das Große zu ahnen suchen. Wo sind wir einig, ich und Sie, und Sie untereinander? Unsere Wege berühren sich einen Augenblick; dann gehen sie wieder auseinander; unsere Aufgaben und Arbeiten sind verschieden, unsere Neigungen, unsere Ansichten sind vielleicht vielfach entgegengesetzt, unsere Ideale weit auseinanderliegend. Warum fühlen wir uns denn trotzdem eins? Weil wir alle

an Jesu Christo hängen, weil wir alle von Jesu Christo gelernt haben, weil wir in seinem Bild die höchste Lebensregel sehen, weil wir immer ihm gehören wollen; die Gläubigen Jesu Christi bilden schon jetzt eine wirkliche geistige Einheit, so verschieden sie sonst auch sein mögen. Darin liegt das kleine Abbild des Großen, daß die Welt ihren Einheitspunkt wiederfinden soll in Jesus Christus, eins werden in dem Geiste, der von ihm ausgeht, eins werden in der Nachfolge auf dem Wege, den er uns vorausgegangen ist, eins werden, indem alle die Knie beugen vor ihm als dem Retter. Aber das, was er in der Zeit ist, was er je länger je mehr werden soll, bis die Vollendung anbricht, das war er nach dem Gedanken des Paulus von allem Anbeginn an: in ihm hat Gott uns erwählt, in ihm geliebt, in ihm hat er uns vorausbestimmt. Was der Herr tat und wirkte, das alles war nicht zufällig; es war von Anfang an im Ratschluß des Vaters vorhanden, es wirkte in seinem Wollen und in seinem Zielsehen. So ist Jesus Christus der Mittler für alles. In diesem Gedanken findet die gewaltige Vorstellung des Apostels, die Zeit und Ewigkeit umspannt, ihren Abschluß. Wir haben in diesen Tagen ein neues Semester begonnen. Wenn man sich das, was ich hier darzulegen versuchte, vergegenwärtigt: die große Arbeit des Paulus und das große Werk Gottes, das ohne seine Arbeit sich vollzog, wenn man vollends den Gedanken des Apostels über Gottes Wollen, Planen, Arbeiten und Vollenden nachsinnt, so kommt einem ein Semester und seine Arbeit unendlich klein vor. Aber für uns kleine Menschen hat ein halbes Jahr schließlich doch seinen Wert, in dem kleinen Kreis, in dem wir stehen, hat auch unsere Arbeit ihre Bedeutung. Es kommt nur darauf an, daß die Zeit recht genützt wird und die

Arbeit recht geschieht. Wann ist das der Fall? Wann ist für die Jugend die Studienzeit, diese Zeit des freundschaftlichen Zusammenseins und Zusammenstrebens wirklich fruchtbar? Der letzte Gedanke des Paulus, den wir erwogen, gibt die Antwort, wenn darüber steht: πάντα ἐν τῷ ἡγαπημένῳ, alles in dem Geliebten. Denn dann wird es nicht fehlen, daß mit der menschlichen Arbeit Gott zusammenarbeitet! Gottes Arbeiten aber ist Segnen.

Amen.

Die Entstehung des Christustypus in der abendländischen Kunst¹.

Es ist eine Bemerkung, die sich jedermann aufdrängt, daß die Christusbilder fast ausnahmslos gewisse gleichbleibende Züge tragen: das ovale Antlitz mit der ebenen Stirne und der geraden Nase ist umrahmt von lang herabwallendem Haar, nicht allzustarker Bart bedeckt Lippen und Wangen; der Ausdruck ist ernst, ohne strenge zu sein, majestätisch, ohne zurückzustossen; denn das Erhabene wird gemildert durch Freundlichkeit. So pflegt die Kunst das Angesicht Jesu zu bilden, in größerer oder geringerer Vollkommenheit, wie es dem einzelnen Künstler gegeben ist; doch kann selbst der Mangel künstlerischen Vermögens den Eindruck dieser Züge nicht ganz zerstören. Die Kunst wird an dieser Vorstellung festhalten trotz der Seltsamkeiten, auf die einzelne Künstler neuerdings verfallen sind; denn sie ist nicht nur geheiligt durch ein mehr als tausendjähriges Alter: in ihr findet die christliche Gemeinde etwas von dem Gedanken wieder, den der Name Jesu in der Seele der Gläubigen erweckt. Und doch weiß man, daß Christus nicht immer in dieser Weise dargestellt wurde, daß es ziemlich lange dauerte, bis dieser Typus ausgeprägt war; noch Augustinus, wenn er davon spricht, wie

1 Mit gütiger Erlaubnis des Verlags, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung in Heidelberg, abgedruckt aus „Sammlung von Vorträgen“, hrsg. von W. Frommel und R. Pfaff, 1880, Heft 2.

man sich die menschliche Gestalt Jesu denke, redet von einer Unzahl verschiedener Vorstellungen; ein Beweis, daß es zur Zeit des afrikanischen Bischofs noch keinen bestimmten Typus des Christusbildes gab, nach dem sich die Vorstellung des einzelnen hätte gestalten können. Steht es so, dann legt sich die Frage nahe, wie jener Christustypus, den jedermann kennt, entstand, wie es sich erklärt, daß er herrschend wurde. Lassen Sie mich die Beantwortung dieser Frage in Kürze versuchen.

Man möchte vermuten, daß das allgemein verbreitete Christusbild seinen Ursprung irgendeiner Überlieferung über das Aussehen Christi verdanke. Doch eine solche Vermutung wäre irrig; es hat niemals weder eine authentische Abbildung Christi gegeben, noch gibt es irgend= eine glaubwürdige Nachricht über seine leibliche Gestalt: der Christustypus ist ein durchaus ideales Gebilde.

Zwar fehlt es nicht an Bildern, welche den Anspruch erheben, Porträts Jesu zu sein, auch nicht an Beschreibungen seines Äußeren, die von Wissenden abgefaßt sein wollen: allein hier wie dort hat man es mit Fälschungen zu tun, und sie entstammen einer so späten Zeit, daß sie nicht einmal auf die Bildung des Christustypus Einfluß gehabt haben können.

Evagrius, einer der späteren Fortsetzer des Eusebius, ist der erste, der von einem Bilde Jesu berichtet, das der Herr selbst an den Fürsten Abgar von Edessa gesandt habe. Die Sage selbst ist weit älter. Tatsache ist, daß man in Edessa das angebliche Bild zeigte; bis zur Eroberung der Stadt durch die Muhamedaner blieb es dort, dann soll es nach Konstantinopel gekommen sein, gegenwärtig rühmt sich Genua, das von Pius IX. als authentisch der Verehrung der Gläubigen empfohlene Bild=

nis zu besitzen, ein Anspruch, der ihm freilich von der Kirche des heiligen Silvester in Rom streitig gemacht wird. Das Bild hat wenig Eigentümliches: das Antlitz ist ruhig, nicht gerade gedankenvoll, ohne ein Anzeichen von Schmerz, das lange Haar ist in der Mitte gescheitelt, der Bart geteilt. Ein anderes, gleichfalls für echt erklärtes Bild besitzt die Peterkirche in Rom, das sogenannte Schweißtuch der Veronika. Es wird in einem von Urban VIII. zu diesem Zwecke errichteten Marmorbilde aufbewahrt. Am Osterfeste pflegt man es dem Volke feierlich zu zeigen; die Züge aber konnte Hase trotz Zuhilfenahme eines Fernglases nicht deutlich erkennen. Da die Legende von der heiligen Veronika erst aus dem Mittelalter stammt, so ist dies kein großer Verlust. Ein drittes Bildnis, das in einer schlechten Nachbildung weite Verbreitung erlangt hat, ist noch jünger; es stammt aus dem 15. Jahrhundert. Vor ungefähr zehn Jahren sah man Photographien nach demselben an allen Buchläden; sie waren bezeichnet als das einzig richtige Porträt unseres Heilandes, abgenommen von einem Schnitt in Smaragd, welchen Papst Innocenz VIII. vom Sultan erhielt zur Loskaufung seines Bruders, der ein Gefangener der Christen war. Diese Unterschrift ist ein seltsames Gemenge von Irrthümern, der Stein selbst jedoch nicht alt, sondern höchstwahrscheinlich von einem jener italienischen Künstler geschnitten, die sich am Hofe Mohameds II. aufhielten.

Wie mit den Bildern, so steht es mit den Beschreibungen. Die älteste ist noch ziemlich bescheiden: Man hat ihn gemalt, so hören wir, wie die alten Geschichtschreiber ihn beschreiben, gerade von Statur, die Augenbrauen zusammengewachsen, mit schönen Augen, die Nase stark gebogen, die Farbe anmutig, den Bart schwarz. Man sieht,

der Verfasser fühlt sich verpflichtet, die Kenntniss, die er besitzt, zu begründen; deshalb beruft er sich in bequemer Unbestimmtheit auf die alten Geschichtschreiber; sie zu nennen, wäre ihm schwer geworden. Eigentümlich ist dann, wie er allgemeine, nichts sagende Züge — die gerade Statur, die schönen Augen, die anmutige Farbe — mit den individuellsten — die zusammengewachsenen Augenbrauen, die stark gebogene Nase — vereinigt. Die Bilder, die er sah, gaben ihm die letzteren nicht an die Hand. Wollte er Jesum als Juden zeichnen? Es wäre ein Gedanke, der der sonstigen Anschauung ferneliegt; doch scheint dafür zu sprechen, daß er die Ähnlichkeit mit seiner Mutter hervorhebt. Wie dies auch sein mag, die Beschreibung reicht nicht über das achte Jahrhundert zurück.

Vierhundert Jahre jünger ist eine zweite Schilderung, die einen um so größeren Anspruch erhebt. Das Schriftstück will der Bericht eines Zeitgenossen sein, und nicht nur dies, es will als offizielle Urkunde gelten. Lentulus, ein angeblicher Amtsvorgänger des Pontius Pilatus, berichtet über Jesum an den römischen Senat; in seinem Briefe entwirft er ein Bild von ihm; er sei ein Mann von hoher, ansehnlicher Gestalt, ehrwürdigen Angesichts, mit schwarz-blauen, klaren Augen; besonders hebt er die Fülle des Haares hervor, das nach der Sitte der Nazarener in der Mitte gescheitelt sei, der dichte Bart sei nicht allzu lang und in zwei Spitzen auslaufend, der Ausdruck der eines milden Ernstes, so daß man ihn lieben und fürchten müsse. Auf den ersten Blick ist deutlich, daß wir eine Beschreibung der Christusbilder, nicht aber Christi vor uns haben. Diese Fälschung hat nur insofern einigen Wert, als sie zeigt, was die Zeitgenossen in den Bildern Jesu dargestellt fanden: eine Erhabenheit, die jedoch Milde

und Freundlichkeit nicht ausschließt. Eine ähnliche Verwandtnis hat es mit dem dritten Bericht, der dem 14. Jahrhundert angehört. Auch Nicephorus Callistus beruft sich auf das, was die Alten sagen; er weiß noch mehr als seine Vorgänger; denn nach ihm war Jesus 7 Schuh groß, hatte goldgelbes, am Ende gelocktes Haar, dunkle, nicht allzusehr gebogene Augenbrauen, das Angesicht länglich, von mäßiger Röthe übersflogen. Man sieht sich bei dieser Beschreibung beinahe an gewisse Darstellungen Christi in Ravenna erinnert, die einen blonden, seine Umgebung um eines Hauptes Länge überragenden Christus zeigen.

Dieser völlige Mangel an Nachrichten über das Aussehen Jesu ist charakteristisch für die alte Kirche: man vergaß die Erscheinung dieser Person neben ihrer Bedeutung. Bekannt ist jenes Wort des Apostels Paulus: Wenn wir auch einst Christum nach dem Fleische kannten, so kennen wir ihn jetzt nicht mehr so. 2. Kor. 5, 16. Etwas Ähnliches spricht sich in der Meinung des Clemens Alexandrinus aus, daß Christus nicht habe schön sein wollen, damit nicht jemand in der Bewunderung seiner Schönheit seine Worte überhöre; nicht minder in der Ansicht des Origenes, daß Jesus gar keine bestimmte Gestalt gehabt habe, sondern den verschiedenen Menschen verschieden erschienen sei. Wer möchte angesichts solcher Äußerungen Bildnisse Christi erwarten? Wirklich fanden sich die ältesten Christusbilder, von denen wir wissen, nicht auf christlichem Gebiet, sondern sie gehörten den Kreisen des Heidentums und der Häretiker an. Um Porträts konnte es sich hier selbstverständlich nicht handeln. Denn wenn Alexander Severus in seinem Paraviu neben den Bildern seiner Ahnen die des Apollonius, Christi, des Abraham

und Orpheus aufstellte, so haben die Künstler des Kaisers, so gewiß eine Idealgestalt Christi gebildet, als sie dies bei Orpheus und Abraham taten. Und wenn die gnostische Sekte der Karpokratianer behauptete, daß die Bilder Christi, die sie besaß, nach einem auf Befehl des Pontius Pilatus hergestellten Originalporträt angefertigt seien, so war diese Behauptung eine Parallele zu dem andern Anspruch, den die gnostischen Sekten erhoben, eingehende Berichte, z. B. über die Jugendzeit Jesu zu besitzen. Jene Bilder waren genau ebenso authentisch, wie diese Evangelien.

Die Behauptung, daß die ältesten Bilder Jesu auf außerchristlichem Gebiete begegnen, wäre unrichtig, wenn Eusebius mit Recht von einer bis in die Zeit des Herrn selbst hinaufreichenden Erzstatue Jesu spräche. Eusebius erwähnt im 7. Buch seiner Kirchengeschichte die Stadt Cäsarea Philippi und fährt dann fort: Da mir diese Stadt in das Gedächtnis gekommen ist, so halte ich es nicht für recht, eine Erzählung zu übergehen, die wert ist, auch auf die Nachkommen zu gelangen. Man sagt nämlich, daß die Blutflüssige, welche nach den Evangelien bei unserem Heilande Hilfe fand, von dort herstammte, daß ihr Haus noch in der Stadt gezeigt werde, und daß bewunderungswürdige Denkmäler der Wohlthat des Herrn noch vorhanden seien. Denn es stehe auf einer hohen Basis an der Türe ihres Hauses das Erzbild eines Weibes, das auf die Knie gebeugt wie eine Flehende die Hand ausstrecke; gegenüber die Bildsäule eines aufrechtstehenden Mannes, der ehrbar in einen doppelt um den Körper geschlagenen Mantel gekleidet, die Hand nach dem Weibe ausstrecke, und zu dessen Füßen auf derselben Basis eine Pflanze fremdartigen Aussehens emporsprieße, die bis an

den Saum des ehernen Mantels reiche und ein Heilmittel gegen allerlei Krankheiten sei. Diese Säule, sagt man, trage die Züge Jesu, und ich habe bei meinem Aufenthalte in der Stadt sie gesehen. Zu verwundern ist es nicht, daß ehemalige Heiden, die Wohlthaten von dem Herrn empfangen hatten, sich auf diese Weise dankbar bewiesen.

So der Bericht des Eusebius; er ist fast über Gewohnheit vorsichtig abgefaßt; Eusebius will nichts anderes als die Lokaltradition von Cäsarea Philippi wiedergeben. Sie berührt ihn fremdartig; denn er rechtfertigt sie: es sei das, worüber man sich wundern könnte, nicht zu verwundern; aber er ist sehr geneigt, ihr Glauben zu schenken, er kann es ja nicht über sich gewinnen, sie zu verschweigen.

Daß man in Cäsarea Philippi jene Statue so deutete, wie Eusebius berichtet, daran ist kein Zweifel; denn Julian ließ das angebliche Christusbild entfernen und durch sein eigenes ersetzen, wobei der heidnische Pöbel seinen Haß gegen das Christentum an der Statue ausließ. Aber damit ist nicht gesagt, daß die Deutung richtig ist. Geradezu unmöglich ist es nun nicht, daß jene Nachricht einen historischen Kern hatte. Jene Geheilte kann aus Cäsarea Philippi gewesen sein; nur schweigen alle Berichte davon, daß sie es war. Wenn sie aus dieser Stadt stammte, so kann sie eine Heidin gewesen sein; denn im Norden Palästinas wohnten Juden und Heiden gemischt; nur vermissen wir in den evangelischen Berichten auch die leiseste Andeutung davon. Sie kann so reich gewesen sein, daß sie imstande war zwei Erzbildsäulen zu errichten: nur muß sie zu diesem Reichtum durch eine Verkettung von Umständen gekommen sein, von

denen wir nichts wissen; denn nach den Evangelien hatte sie ihr ganzes Einkommen an die Ärzte verwandt. Mit einem Worte: die Möglichkeit, daß jene Nachricht auf Wahrheit beruhe, ist weit davon entfernt, wahrscheinlich zu sein, sie ist vielmehr so unwahrscheinlich, daß jede andere Deutung des Bildwerks vorzuziehen ist. Man hat deshalb angenommen, es handle sich um ein öffentliches Denkmal; die Schutzlehende sei das Bild einer Stadt oder Provinz, der Hilsegewährende stelle einen Kaiser oder Statthalter dar. Aber der Standort der Statue spricht dagegen. Wie sollte ein öffentliches Denkmal so unmittelbar an einem Privathause errichtet worden sein, daß man es als zu ihm gehörig ansehen konnte? Ansprechender ist die andere Vermutung, daß die Bildsäule eine Statue des Askulap war. Darauf weist die Pflanze fremdartigen Aussehens, die Eusebius erwähnt. Lautete die Unterschrift *σωτηροι* oder *ἀληθινῶ ιατρῶν*, wie dergleichen Bezeichnungen des Askulap ja vorkommen, war das Haus im Besitz einer christlichen Familie, und war der ursprüngliche Bezug der Figuren vergessen, so konnte sich leicht an das Denkmal die von Eusebius erwähnte Legende anknüpfen.

Nicht mit Porträtstatuen beginnt der Versuch, Jesum der Gemeinde durch bildliche Mittel zu vergegenwärtigen, sondern mit symbolischen Andeutungen. Für unseren Zweck kommt nur die Vorstellung Jesu unter dem Bilde des guten Hirten in Betracht. Kein Symbol war in der Frühzeit der christlichen Kunst so verbreitet als dieses. Durch Tertullian wissen wir, daß man schon um die Wende des 2. Jahrhunderts die Kelche mit ihm schmückte. Der Montanist macht in seiner herben Weise der Kirche einen Vorwurf daraus. Gemalt begegnet das Bild an

den Wänden und Decken der altchristlichen Cömeterien; auf den Steinplatten, welche die einzelnen Gräber verschlossen, findet man es in rohen Umrissen leicht eingemeißelt; in sorgfältigerer Ausführung schmückt es die Sarkophage; es fehlt nicht an Goldgläsern, Lampen, Ringen, die damit verziert sind; sogar als freistehende Bildsäule scheint es vorgekommen zu sein, wenigstens besitzt das Lateranmuseum zwei kleine Marmorstatuen, die man für Bilder des guten Hirten hält.

Die Auffassung ist nicht immer die gleiche: man sieht wohl den Hirten auf seinen Stab gelehnt in der Mitte seiner Schafe, oder er wird dargestellt, wie er eines derselben liebkost, während noch andere Personen mit den Schafen beschäftigt sind; weitaus am häufigsten ist, daß er ein Lamm auf den Schultern trägt und den Hirtenstab, wohl auch die Rohrpfeife oder den Milcheimer in der Hand hält. Überall jedoch erscheint der Hirte selbst gleich: er ist nicht, wie man das auf Bildern späterer Zeit sehen kann, der in einen Hirten verkleidete Christus, sondern man erblickt wirklich einen jugendlichen Hirten. Das Antlitz trägt den antiken Schnitt: die großen, schöngeformten Augen, die gerade Nase, die vollen Lippen, die schöne Wölbung des Schädels, dies alles begegnet hier wie in der Antike. Geleidet ist der Hirte in die kurze Tunika, die mehrfach, z. B. an der schönen Statue des Lateranmuseums, die eine Schulter bloß läßt. Wir sehen, die Absicht war, das Bild eines schönen Hirtenjünglings dem Beschauer zu zeigen: der Gedanke an die Bedeutung des Bildnisses störte nicht die reine Durchbildung der symbolischen Gestalt als solcher.

Man hat nun die Frage aufgeworfen, woher die beginnende christliche Kunst das Bild des guten Hirten

entnommen habe, und hat geantwortet: Aus der gleichzeitigen heidnischen Kunst. Man erinnert daran, daß in Szenen aus dem ländlichen Leben das Bild eines Hirten, der ein Schaf auf seinen Schultern trägt, sich öfter findet. So auf einem Wandgemälde im Grabmal der Nasonen, das die vier Jahreszeiten darstellt: den Frühling vergegenwärtigen zwei Figuren, ein Mädchen, das einen Blumenkorb trägt, und ein Hirte, der in der einen Hand den Hirtenstab hält, mit der andern die Füße einer auf seinen Schultern liegenden Ziege zusammenfaßt. Die Ähnlichkeit mit dem guten Hirten der Christen ist nicht zu verkennen; der einzige Unterschied ist, daß der Hirte des Wandgemäldes völlig unbekleidet ist, was, soweit mir bekannt, in christlichen Vorstellungen nicht vorkommt. Fast dieselbe Figur findet sich auf einem Wandgemälde zu Herculaneum: ein Jüngling, dem ein Pelz über den Schultern hängt, trägt in der Rechten einen Korb mit Früchten, während auf seinen Schultern ein Lamm liegt, dessen Füße er mit der Linken gefaßt hat. Auch auf Reliefs heidnischer Sarkophage fehlt der Hirte mit dem Lamm nicht. Man hat ferner an die Bilder von Satyrn, die ein Lamm oder eine Ziege tragen, erinnert; vor allem aber an den widertragenden Hermes. Er wird als Schutzgott der Herden mehrfach mit dem Widder dargestellt: bald hat er ihn neben sich, bald trägt er ihn auf den Schultern, ganz wie der gute Hirte der Christen. In Gedanken hieran wurde nun die Behauptung aufgestellt, daß der widertragende Hermes das Bild des christlichen Gottessohnes geliefert habe.

Aber diese Behauptung schießt weit über das Ziel hinaus. Es werden in ihr die zwei Fragen vermengt, wie die Christen dazu kamen, Jesum unter dem Bilde des

guten Hirten zu denken, und wie sie dazu kamen, dieser Vorstellung gerade diese Form zu geben. Wie könnte nun, was die erste Frage anlangt, die Entscheidung zwischen der doppelten Möglichkeit, daß sie Christum als Hirten dachten, entweder veranlaßt durch das Bild des widertragenden Hermes, oder durch die Gleichnisse der Evangelien, im geringsten zweifelhaft sein? Sie taten es, weil sich Jesus selbst wiederholt als der gute Hirte bezeichnet hatte, und weil sich dieses Gleichnis mit ihrer Vorstellung von der Bedeutung Christi vollkommen deckte. Daß das letztere der Fall war, sieht man aus der frühchristlichen Literatur, z. B. aus Tertullian, der kaum ein anderes Gleichnis so oft erwähnt als dieses. Hierin liegt auch der Grund, weshalb das Bild des guten Hirten beinahe der beliebteste Gegenstand der altchristlichen Kunst geworden ist. Denn dies zu erklären, dazu reicht die Erinnerung an den ästhetischen Wert des Bildes nicht aus. Ist doch, ästhetisch angesehen, der Wert des leierspielenden Orpheus gewiß nicht geringer, man darf vielleicht sagen, noch größer als der des guten Hirten; und doch finden wir dieses Bild als Symbol Christi nur dreimal und jenes so oft. Je unvollkommener die Kunst der ersten Christen war, um so gewisser stand sie im engsten Zusammenhang mit dem Kreis von Gedanken und Anschauungen, in denen die Gemeinde lebte. Hier fand sie die Vorstellung Christi als des guten Hirten vor, und nicht hat der widertragende Hermes die Christen gelehrt, Jesus als den Hirten zu denken, der sein Schaf auf der Schulter trägt. Wenn sie dann aber den guten Hirten bildlich darstellen wollten, welchen Anlaß hätten sie gehabt, ihn als Hermes zu bilden? Der Gedanke des guten Hirten bedurfte es nicht, daß man ihm durch die Erinne-

rung an den Schutzgott der Herden erst einen Inhalt verlieh; denn er ist viel reicher als der heidnische, welcher ihn hätte ergänzen sollen. Eine bewußte Herübernahme des Hermestypus ist demnach ausgeschlossen. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß die Christen mit ängstlicher Bedenklichkeit jeden Anklang an verwandte heidnische Vorstellungen vermieden hätten. Solche Ängstlichkeit lag den urchristlichen Künstlern durchaus ferne; sie trugen ja, wie wir wissen, keine Bedenken, nicht nur für Heiden zu arbeiten, sondern auch ihre Stoffe der heidnischen Mythologie zu entnehmen. Und selbst dies erregte bei der Menge der Christen so wenig Anstoß, daß es geschehen konnte, daß Künstler, die das taten, zu Presbytern gewählt wurden. Man hielt sich also bei der Darstellung des guten Hirten innerhalb des antiken Formenkreises, wie man das auch bei dem dekorativen Teil der christlichen Kunstübung gewöhnt war. Daraus erklärt sich die Ähnlichkeit zwischen den christlichen und den gleichzeitigen heidnischen Bildern.

Mit dem Symbol begann die christliche Kunst. Aber für die Dauer beschränkte sie sich nicht darauf, ihre Gegenstände sinnbildlich anzudeuten, ihre Gedanken, indem sie sie äußerte, zu verhüllen: sie schritt zu eigentlichen Darstellungen fort. Schon frühzeitig versuchte man, Christum selbst zu zeigen, bald allein, bald von seinen Jüngern umgeben, zumeist in Szenen aus seinem Leben, wie sie das Neue Testament berichtet. Die ersten Versuche fallen noch in das dritte Jahrhundert. Diese frühesten Christusbilder nun tragen die Züge des guten Hirten: Christus erscheint in jugendlicher Gestalt, bartlos, mit der vorhin geschilderten Gesichts- und Kopfbildung. Während man in späterer Zeit den Typus Christi auf

die symbolische Figur des guten Hirten übertrug, geschah im christlichen Altertum das Umgekehrte: man entnahm den Typus für die historische Darstellung aus der symbolischen.

Das älteste Beispiel dürfte das Relief auf einer Elfenbeinbüchse in Berlin sein: Christus sitzt, umgeben von den Aposteln, auf einem Throne; er ist in den Mantel gehüllt; die Buchrolle in der Linken bezeichnet ihn als Lehrer, die Rechte ist wie betuernd erhoben. Während die Zwölfe als Männer verschiedenen Alters charakterisiert sind, erscheint Christus in idealer Jünglingsgestalt. Nicht anders ist es in den Szenen aus dem Neuen Testamente auf Katafombenbildern oder auf den Reliefs der Sarkophage. Nehmen wir als Beispiel den Sarkophag des Junius Bassus, dessen Entstehungszeit feststeht, da man weiß, daß Junius Bassus im Jahre 359 gestorben ist. Sowohl die beiden Schmalseiten als die Vorderseite tragen bildnerischen Schmuck; dort erblickt man die beliebten Bilder aus dem Naturleben, Genien, die mit der Ernte beschäftigt sind. Reicher ist der Schmuck der Vorderseite; sie zeigt in zwei Reihen übereinander zehn Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testament. Die Figur Christi begegnet dreimal: auf dem Mittelbilde der oberen Reihe erscheint er thronend über dem Himmelsgewölbe, das nach antiker Vorstellung von einem bärtigen Manne gestützt wird; daneben sieht man die Gefangenennahme, darunter den Einzug in Jerusalem. Aber mag nun der Verherrlichte oder der Erniedrigte dargestellt sein: die Gestalt ist stets die des bartlosen Jünglings, wie man sie von dem guten Hirten her kennt. Dieselbe Auffassung begegnet endlich auch auf den sog. Goldgläsern. Man sieht, sie war eine Zeitlang allgemein herrschend.

„Wenn die ältesten Denkmäler den Heiland ohne Bart in voller jugendlicher Schönheit darstellten, so war das dem Geiste der altgriechischen Kunst, der darin noch fortbauerte, gemäß.“ Diese Bemerkung W. Grimm's ist vollkommen richtig. Wir kennen den Namen eines einzigen frühchristlichen Künstlers, des Malers Hermogenes; aber gerade von ihm wissen wir, daß er in seinen Anschauungen unter dem Einfluß heidnischer Vorstellungen stand; um wie viel mehr wird das in seiner Kunst der Fall gewesen sein! Liegt doch der ganze Idealismus des Künstlers in der Meinung, daß das Schaffen Gottes nur mit dem Wirken der Schönheit zu vergleichen sei, die durch ihre bloße Erscheinung wirke. Was wir von Hermogenes wissen, dürfen wir bei anderen Künstlern voraussetzen. Allein deshalb ist doch nicht anzunehmen, daß jene ältesten Künstler der Christen den Hermes- oder Apollotypus auf Christum übertrugen. Denn dadurch wären sie in Widerspruch mit den christlichen Überzeugungen getreten: solange man in den Göttern Dämonen sah, konnte man in ihren Statuen nicht die Vorbilder für die Züge Jesu finden. Die Annahme der Übertragung eines Göttertypus auf Christus ist auch überflüssig. Die jugendliche Darstellung Christi ist erklärt, sobald man erkennt, daß ihr Ursprung in dem Bilde des guten Hirten liegt. Überdies entsprach sie den Anschauungen der Christenheit. Gegen diesen Satz möge man nicht an die Meinung etlicher Kirchenlehrer erinnern, daß Jesus häßlich gewesen sei. Denn dies Ergebnis übel angebrachter exegetischer Gewissenhaftigkeit war schwerlich je allgemein angenommen, und es mußte verschwinden, sobald man daran ging, ein Bild Jesu zu entwerfen. Doch selbst wenn diese Ansicht allgemein gewesen wäre, so würde sie

für die Bildung des Christustypus nicht maßgebend gewesen sein. Denn die älteste Kirche lebte im Gedanken an den verklärten Herrn, dessen Wiederkunft sie erwartete, ersehnte. Die Züge des Verherrlichten mußten ihr also vor der Seele schweben, wenn sie an Christus dachte, wenn sie sein Bild darzustellen versuchte. Dachte man ihn aber, wie er in dem Hymnus der lampentragenden Jungfrauen gepriesen wird, als den Chorführer des Lebens, als das Licht, das keinen Abend kennt, als die schönste Blume, wünschte man sich, seine Schönheit fort und fort zu schauen, wie sollte man ihn denn darstellen, wenn nicht in aller Schönheit der Jugend? Man wird vielleicht sagen: Ja, in aller Schönheit, aber ob in Jugendschönheit, bleibt die Frage. Doch keineswegs: die älteste Kirche dachte den verklärten Christus jugendlich. Eines der ältesten Martyrien ist das der Perpetua und Felicitas; in demselben wird eine Vision eines Christen namens Saturus berichtet: er tut einen Blick in den Himmel. „Wir kamen an einen Ort“, erzählt er, „dessen Wände wie aus Licht gebaut waren. Vor der Türe standen vier Engel, welche die Eintretenden in weiße Gewänder kleideten. So geschah uns, und wir traten ein und sahen unermessliches Licht und hörten den vereinten Ruf derer, die unaufhörlich sagten: Heilig, heilig, heilig. Und wir sahen in der Mitte jenes Raumes einen sitzen, wie einen weißhaarigen Mann: er hatte Haare weiß wie der Schnee und sein Gesicht war das eines Jünglings.“ Die weißen Haare sind aus Off. Joh. 1,¹⁴ entnommen, das jugendliche Aussehen ist die eigene Vorstellung jener Zeit. Deshalb war es möglich, die Züge des guten Hirten zur Darstellung Christi selbst zu verwenden. Daß man dies dann auch in Szenen aus dem Erdenleben des Herrn

tat, wird kaum auffällig erscheinen: es war sehr nahe-
liegend.

Dies also war der früheste Christustypus, eine ideale Jünglingsgestalt, die kaum an die irdische Erscheinung Jesu erinnern sollte. Seit dem Ausgang des vierten Jahrhunderts begegnet ein zweiter, der sich nicht nur neben jenem erhielt, sondern der ihn allgemach völlig verdrängte.

Zuerst erscheint er in den musivischen Bildern, mit denen man die seit dem Siege des Christentums erstehenden Kirchen zu schmücken pflegte, am frühesten in der Kirche S. Pudenziana in Rom, deren Schmuck wohl noch in das vierte Jahrhundert hinaufreicht. Christus, eine großartig gedachte Gestalt, erblickt man in der Mitte einer Reihe von Heiligen: das Antlitz ist oval, die lang herabwallenden Haare sind in der Mitte gescheitelt, die Stirn ist eben, die Nase lang und schmal, Lippen und Kinn sind von mäßigem Bartebedeckt. Das Christusideal ist ein anderes geworden; an die Stelle des Jünglings ist der Mann getreten, statt der Lieblichkeit und Freundlichkeit wird die Erhabenheit hervorgehoben. Noch offener herrscht diese Absicht in dem Christus der Kirche der Heiligen Cosmas und Damianus: Christus schwebt auf bunten Wolken, er hat die Rechte gebieterisch erhoben, ein goldener Nimbus umgibt das mächtige Haupt, gewaltig ist vor allem die Bildung der Augen und der Stirne. Noch einen Schritt weiter geht das Brustbild des Heilandes am Triumphbogen von S. Paul vor den Mauern: hier ist der Ausdruck nicht mehr ernst, sondern finster, der Blick der Augen beinahe zornig; ebenso trägt der Christus in der Unterkirche S. Clemente starre, aller Milde bare Gesichtszüge.

Seit dem fünften Jahrhundert kommen Brustbilder Christi auch in den Katakomben vor; sie zeigen gleichfalls den jüngeren Christustypus. Das älteste derselben dürfte jenes Bild in der Katakombe der Domitilla, früher Kallistikatakombe genannt, sein, nach welchem man diesen Typus als kallistinischen zu bezeichnen pflegt: der Ausdruck ist der eines ruhigen, milden Ernstes. Doch bald verlor man die Fähigkeit, den Eindruck des Mächtigen und Erhabenen wiederzugeben, ohne in Übertreibungen zu verfallen. Schon das Christusbild aus S. Ponziano wirkt mehr durch seine kolossale Größe als durch seinen geistigen Gehalt, noch mehr ist dies der Fall bei dem düsteren Bilde in der Cäcilienkapelle von S. Callisto. Die Absicht, eine häßliche Gestalt zu malen, hatte man sicher nicht; aber das Vermögen, eine schöne zu bilden, hatte jene überlebte Zeit verloren.

Auch auf einer Anzahl von Sarkophagen, die man noch dem vierten Jahrhundert zuschreibt, findet sich dieser jüngere Christustypus.

Wie erklärt sich seine Entstehung?

Wie man in dem widertragenden Hermes das Urbild des guten Hirten entdeckt zu haben glaubt, so in den Bildern des Askulap das Urbild des kallinistischen Christus. Die Reihenfolge der Behauptungen ist diese: Die Gnostiker sind die Urheber dieses Typus; sie konnten sich Christus nur veranschaulichen nach Analogie der ungefähr gleichwertigen Größen, welche sie aus der griechischen Religion kannten. In den späteren Jahrhunderten des klassischen Altertums hatte Asklepios übergreifende Bedeutung; man verehrte ihn als den wahrhaftigen Arzt, als den Retter, als den Retter des Alls. Zum Askulap tritt als zweiter Faktor Jupiter Serapis. Denn eine Ideenasso-

ziation, die von Serapis zu Christus hinüberführte, erkannten auch die Heiden an. So also haben zuerst die Gnostiker Christum nach dem Bilde des Aeskulap-Serapis dargestellt, dann die Christen das eigene Christusbild mit dem gnostischen vertauscht, endlich das eigene ganz aufgegeben.

Prüfen wir die einzelnen Glieder dieser Satzketten! Das erste, daß die Gnostiker die eigentlichen Urheber dieses Typus seien, ist eine Behauptung, die nicht nur unbewiesen ist, sondern die sich überhaupt nicht beweisen läßt, da wir über das Aussehen der gnostischen Christusbilder nichts wissen. Damit erweist sich die Grundlage der Ableitung als unhaltbar. Das zweite Glied, daß die Gnostiker sich Christum nur veranschaulichen konnten nach Analogie der ungefähr gleichwertigen Größen, und daß sie als solche gerade den Aeskulap-Serapis erwählten, ist eine Behauptung, bei der sich Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit die Waage halten; es ist möglich, daß es so war, aber über diese Möglichkeit können wir bei dem gänzlichen Mangel aller direkten Anhaltspunkte nicht hinauskommen. Damit zerfällt der Aufbau der Hypothese. Bei dem dritten Glied, der Behauptung, daß die Kirche ihr Christusideal mit dem gnostischen vertauschte, kommt die Unwahrscheinlichkeit der Unmöglichkeit ziemlich nahe. Denn wann sollte diese Vertauschung stattgefunden haben? Am Ende des vierten oder zu Anfang des fünften Jahrhunderts, in welcher Zeit der jüngere Typus zuerst nachgewiesen werden kann, konnte sie nicht geschehen; denn damals war der Gnostizismus bereits vom Schauplatz verschwunden, die Karpokratianer und ihre Christusbilder waren längst vergessen. In früherer Zeit, in welcher der jüngere Typus nicht nachgewiesen ist, konnte sie auch nicht geschehen; das hinderte der schroffe Gegen-

satz zwischen der Kirche und dem Gnostizismus. Damit fällt auch die Krönung jener Vermutung. Man muß darauf verzichten, diesen Christustypus aus der gleichzeitigen heidnischen Kunst abzuleiten.

Doch wie erklärt sich dann seine Entstehung?

Die Behauptung wird kaum Widerspruch finden, daß man von dem früher herrschenden Typus nicht abgewichen wäre, und daß diese Abweichung nicht allgemein geworden wäre, wenn er der Vorstellung, die man von Christus hatte, völlig entsprochen hätte. Deckte sich nun aber jenes Bild jugendlicher Schönheit mit der Vorstellung der Gemeinde von Christo? Daß es im dritten Jahrhundert der Fall war, sahen wir. Aber wir erinnern uns, daß man in der nachkonstantinischen Zeit begann es aufzugeben. Es war die Zeit, in welcher der arianische Lehrstreit seine schließliche Entscheidung fand. Nicht die Theologen nur hatte die Frage beschäftigt, ob der Sohn völlig gleichen Wesens mit dem Vater sei, sondern auch die Gemeinden nahmen den lebendigsten Anteil an dem Streite; die ganze Kirche war von ihm aufs tiefste erregt. Im Abendlande, vornehmlich in Rom lebte man der Überzeugung von der vollen Gottheit Christi. An dem Bekenntnis, daß er der eine Herr, Gott aus Gott, Licht aus dem Lichte, wahrer Gott aus dem wahren Gott, dem Vater gleichwesentlich sei, hielt man um so energischer fest, da seine Geltung gegen den arianischen Widerspruch in einem langen Streite erkämpft war; man wollte nichts davon wissen, daß der Sohn auf Befehl des Vaters handele; wie die Natur, so sei die Macht in der Trinität unterschiedslos. Trat man durchdrungen von der Wichtigkeit dieser Bestimmungen vor die Bilder Christi, und erblickte man als das Angesicht des Gottgleichen die ju-

gendlichen Züge des guten Hirten, so mußte sich jedem das Gefühl aufdrängen, daß sich Bild und Vorstellung nicht deckten. Man hat es wirklich gefühlt; urtheilte doch Eusebius, der nicht zu den Bekennern der vollen Gleichheit des Vaters und Sohnes gehörte, er achte es für unmöglich, das wahre Bild des Heilands mit Farben darzustellen. Er hätte den Gedanken daran nicht so weit von sich gewiesen, wenn die Bilder, die er sah, seiner Vorstellung irgendwie entsprochen hätten. Um wie viel lebhafter mußten die Athanasianer in Rom den Eindruck haben, daß gerade das, worauf es ihnen bei dem Gedanken an Christus vor allem ankam, in seinen Bildern nicht zum Ausdruck komme! Waren historische Szenen dargestellt, so konnte man darüber hinwegsehen; denn dann konzentrierte sich das Interesse auf der Handlung, nicht auf der Person Christi. Sah man aber ihn allein, zumal als den Verkündeten, so mußten die Züge des guten Hirten unpassend erscheinen. Vollends unerträglich mußte der Zwiespalt zwischen Form und Gedanke werden, wenn es sich um Bilder in so großen Dimensionen handelte, wie sie der Schmuck der Basiliken erforderte.

So lautet denn die Antwort auf die Frage: Woraus erklärt sich das Aufkommen eines neuen, das Verschwinden des früheren Typus des Christusbildes? dahin, daß eine Einwirkung der dogmatischen Vorstellung auf die bildliche Darstellung Christi anzunehmen ist. Die letztere mußte sich in der nachkonstantinischen Zeit dem alles andere verschlingenden Interesse, die gottgleiche Macht des Erlösers zur Anerkennung zu bringen, anpassen. Dieser Absicht entspricht ja nun auch der neue Typus: es ist der Eindruck des Mächtigen, Erhabenen, Übermenschlichen, den er hervorrufen will, und trotz der Mangelhaftigkeit

der Form wirklich hervorrucht. Daher die mächtige Stirne, das gewaltige Auge, die bis zur Übertreibung kühn geschwungenen Brauen, der starke Hals und Nacken, das dicke, lang herabwallende Haar, der Lippen und Wangen bedeckende Bart. Vornehmlich die Fülle des doppelt gescheitelten, in dichten Strängen auf den Nacken fallenden Haares ist für diesen jüngeren Christustypus charakteristisch. Man sieht sich daran erinnert, daß schon die Kunst der griechischen Blütezeit das Haupt des Zeus mit dichten, lang herabfließenden Locken umrahmte und dadurch den Eindruck des Mächtigen steigerte. Ich glaube nicht, daß man eine bewußte Herübernahme in dieser Ähnlichkeit finden darf; dies anzunehmen hindert die späte Entstehungszeit des kallistinischen Christustypus; allein die Analogie wird die Absicht verstehen lehren: um den gleichen Eindruck hervorzurufen, griffen Künstler verschiedener Zeiten zu dem gleichen Mittel. Ebendeshalb ist unwahrscheinlich, daß man bei dieser Bildung der Haare an die alttestamentlichen Nasiräer denken darf, zu deren Gelübden es gehörte, die Haare nicht scheeren zu lassen.

Kurze Zeit nach Eusebius versuchten also die christlichen Künstler das, was er für unmöglich gehalten hatte: ein Bild Christi in seiner Macht zu geben. Daß sie die Vorstellung der christlichen Gemeinde trafen, beweist die rasche Verbreitung, die dieser Typus Christi gewonnen hat.

Wenn es einen Beweis für die Richtigkeit der vorgetragenen Anschauung gibt, so muß er den Denkmälern entnommen werden, die aus der Zeit des Übergangs von dem einen zu dem andern Typus stammen. Da ist denn schon der Umstand beachtenswert, daß, wie der jüngere Typus zuerst in den Wandgemälden der Kirchen auftritt, so der ältere sich am längsten, und zwar bis in das Mittelalter,

in Miniaturen hält. Er beweist, daß man das Unpassende des früheren Typus wirklich inne ward, als man in die Lage kam, Bilder von großen Dimensionen herzustellen. Von größerer Wichtigkeit sind die Denkmäler, auf welchen sich beide Vorstellungen nebeneinander finden. Denn hier läßt sich konstatieren, in welchen Szenen zuerst das neue Christusbild in Aufnahme kam, in welchen das ältere länger beibehalten wurde, und daraus läßt sich dann schließen, warum man dieses aufgab und zu jenem griff.

In Betracht kommt zuvörderst ein altchristlicher Sarkophag, der später Gregor V. zum Grabmal gedient hat und sich gegenwärtig im Vatikan befindet. Christus kommt in den Reliefs dieses Sarges fünfmal vor, viermal in Darstellungen aus der heiligen Geschichte und in dem Mittelbilde. Hier erblickt man ihn frei auf einem Berge stehend, aus dem vier Quellen entspringen; die Rechte ist erhoben, die Linke hält eine Buchrolle. Es ist der himmlische Lehrer der Welt, den das Mittelbild des Sarkophages zeigt. Wir erinnern uns, daß der gleiche Gegenstand das Mittelbild des Sarkophages des Junius Bassus bildete; aber während dort dieselbe Christusgestalt in den verschiedenen Szenen begegnete, ist hier ein Unterschied zu bemerken: der Christus des Mittelbildes trägt den späteren, der der übrigen Bilder den früheren Typus. Wir sehen, wo die Person Christi allein hervortritt, wo ihre Erhabenheit zur Anschauung gebracht werden soll, wendet man die neue Gesichtsbildung an; wo dagegen der dargestellte Vorgang die Aufmerksamkeit auf sich zieht, beharrt man, ohne Anstand zu nehmen, bei dem Hergebrachten. Mit diesem Sarkophag vergleicht sich ein zweiter, der vor einigen Jahren in S. Paul vor den

Mauern gefunden wurde. Man erblickt auf ihm eine größere Folge von Szenen aus der heiligen Geschichte. In fünf Darstellungen aus dem Leben Christi erscheint der Herr in jugendlicher Bildung, anders bei der Schöpfung Evas durch die Trinität; denn die drei Personen der Gottheit sind dargestellt als drei bärtige Männer gleichen Alters; dagegen wenn der Augenblick nach dem Sündenfall vergegenwärtigt werden soll, so ist Gott der Sohn — er handelt gemäß der übereinstimmenden Anschauung der älteren Väter in den Theophanien des alten Bundes — derselbe bartlose Jüngling wie in den Szenen aus dem Leben Christi. Offenbar war der Künstler dieses Sarges ein Mann, der sehr fest an dem überlieferten Christusbilde hing; allein, wenn er den Sohn neben den Vater stellte, so sah auch er sich genötigt, von ihm abzuweichen. Wenn irgendwo, so tritt hier das Motiv an den Tag, das zur Aufstellung des neuen Typus führte.

Eine weitere Stufe in dieser Entwicklung bezeichnen die Bilder in S. Apollinare nuovo in Ravenna. Es sind, abgesehen von zweiunddreißig Heiligenbildern, sechsundzwanzig Bilder aus der biblischen Geschichte, dreizehn aus dem Leben, ebenso viele aus dem Leiden des Herrn. Wenn ich nun sage: dem Interesse der Zeit, Christum in seiner Macht darzustellen, wird bei den Wunderbildern durch die Handlung selbst Genüge geleistet; es ist also nicht zu erwarten, daß die Person Christi hier besonders hervorgehoben wird, während bei den Leidensbildern gerade um ihres Gegenstandes willen eine Hervorhebung seiner übermenschlichen Erhabenheit zu erwarten steht, so klingt das wie eine Behauptung, die nur der Theorie zuliebe gemacht ist, und die deshalb nicht viel Wahrscheinlichkeit für sich hat. Allein blickt man auf die Bilder,

so wird diese Behauptung durchaus bestätigt. Der Christus der ersten Reihe ist ein Jüngling; er zeigt ein offenes Kindergesicht mit zwei großen Augen; er ist bartlos, dichtes Haar umrahmt die schmale Stirne. Der ursprüngliche Christustypus tritt uns hier in lokaler, vielleicht durch griechische Einflüsse bedingter Gestalt entgegen. Der Christus der Passionsbilder bietet eine völlig abweichende Erscheinung: er ist ein bärtiger Mann, von übermenschlicher Größe, das lange Haar fällt bis auf die Schultern herab, ein starker Bart bedeckt die Wangen und das Kinn; die großen, mächtigen Augen blicken mit schwermütigem Ernste aus den Bildern heraus.

Wie hier die beiden Christustypen nebeneinander vorkommen, ebenso auf den Reliefs der Holztüren der Sabina in Rom. Und auch da ist der Wechsel kein zufälliger, sondern ein absichtlicher: der frühere Typus findet sich in den symbolischen, der spätere in den historischen Bildern.

Doch selbst die symbolische Darstellung Jesu blieb nicht unberührt von diesem Wechsel des Christusbildes. Dies macht sich schon bemerklich auf dem schönen Bilde des guten Hirten im Mausoleum der Galla Placidia in Ravenna. In der Mitte einer Wiese sitzt der gute Hirte auf einem Felsblock, umgeben von sechs Schafen; mit der Rechten liebkost er ein neben ihm stehendes Lamm, die erhobene Linke hält ein goldenes Tragekreuz, er ist gekleidet in ein langes goldenes Gewand, das mit zwei blauen Streifen verziert ist, ein Purpurmantel deckt die linke Schulter und fällt über den Rücken herab, das Haupt umgibt ein goldener Nimbus. Die schöne Einheit der ursprünglichen Vorstellung ist hier zerstört: man sieht nicht mehr den guten Hirten, sondern

den verherrlichten Christus zwischen Schafen; allein der frühere Typus des bartlosen jugendlichen Gesichtes ist noch nicht aufgegeben: nur der Ausdruck ist stolzer, das Haar ist länger als man es an den älteren Bildern des guten Hirten gewöhnt ist.

Endlich geschah es auch, daß man den jüngeren Typus für symbolische Darstellungen benützte, so z. B. auf einer Lampe, deren Abbildung Münter mittheilt.

Die Umrisse des Christusbildes waren gezogen, die Aufgabe, an deren Lösung die Kunst zu arbeiten hatte, war gesteckt: nicht ein Bild jugendlicher Schönheit wollte man zeigen, sondern den Eindruck übermenschlicher Macht und Erhabenheit sollte der Beschauer empfangen. Diese Umrisse des Christusbildes gingen auf die spätere Zeit über, und was die sinkende Kunst der alten Welt nicht zu erreichen vermochte, das ist der vollkommeneren Kunst einer späteren Zeit gelungen: sie hat das Bild des Erhabenen verklärt durch einen Strahl überirdischer Schönheit.

T
08
3
922

Hauck, Albert, 1845-1918.
Jesus; gesammelte Vorträge. 3. und 4. Auf-
Leipzig, J.C. Hinrichs, 1922.
179p. 19cm.

1. Jesus Christ--Addresses, essays, lect-
ures. 2. Jesus Christ--Character. I. Titl

228879

CCSC/mmb

